

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:
Avenida Rio Branco 87, II. Stock, Caixa do Correio 302

Nr. 12

São Paulo, 13. September 1912

IX. Jahrg.

Zum 7. September.

Am 7. ds. jährte zum 90. Male der Tag, an dem Prinz Dom Pedro de Bragança auf dem Ipirangahügel im gerechten Zorne die portugiesische Kokarde von seiner Kopfbedeckung riß und mit dem Ausruf „Independencia ou Morte!“ die Unabhängigkeit dieses Riesenlandes erklärte. Portugal selbst hatte diese Wendung der Dinge provoziert. Es wird keinen einzigen Historiker geben, der in der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens einen Akt des Undanks gegen das Mutterland erblicken würde: die Tochter war großjährig geworden, sie wurde stiefmütterlich behandelt und eines schönen Tages stellte sie sich auf eigene Füße. Und das war nicht nur ihr Recht, sondern das war auch ihre Pflicht sich selbst und der Welt gegenüber.

Dom João VI. von Portugal war vor Napoleon fliehend nach Rio de Janeiro gekommen und während seiner Anwesenheit in unserer Landeshauptstadt hatte er Brasilien verschiedene Rechte eingeräumt, die nach seiner Rückkehr nach Portugal die Cortes dem Kolonialreich alle wieder nehmen wollten. Die 70 brasilianischen Abgeordneten der Cortes wurden von der reaktionären Mehrheit tyrannisiert. Es ging so weit, daß die Vertreter Brasiliens Antonio Carlos Villela, Barbosa, Feijo, Araujo Lima und Vergeiro von Lissabon nach England gehen mußten, weil sie sich in der Reichshauptstadt nicht sicher fühlten. Die portugiesischen Truppen in Brasilien wurden verstärkt, die Einheitlichkeit Brasiliens wurde zerstört, indem man die einzelnen Provinzen von Rio de Janeiro unabhängig erklärte und sie Portugal direkt untertan machte; die Gouverneurposten wurden mit Reaktionären besetzt und die Brasilianer wurden aus den Kommandostellen, die sie im Heere bekleidet, entfernt, und der Prinz Dom Pedro bekam den Befehl, nach Europa zurückzukehren, „damit er reise und sich in der Erziehung vervollkomme.“ Gleichzeitig fuhr von Lissabon ein Geschwader mit einer Besatzung von 1200 Mann nach Brasilien ab, das Dom Pedro nach Portugal zurückbringen sollte.

Diese Maßnahmen, die von einer seltenen Kurzsichtigkeit der portugiesischen Cortes zeugten, förderten den Unabhängigkeitsgedanken mehr als irgendwelche Propaganda es vermocht hätte. Die Provinzialkammern, darunter auch die von São Paulo mit José Bonifacio an der Spitze, drangen in den

Prinzen Dom Pedro, der noch immer treu an Portugal hielt, er sollte mit dem Mutterlande brechen und sich an die Spitze des unabhängigen Brasiliens zu stellen. Dom Pedro zauderte, aber es stand nicht mehr in seiner Gewalt, die Bewegung aufzuhalten. In Rio de Janeiro selbst arbeiteten José Clemente, Januario, Gonçalves Ledo und der Franziskanerpater Frei Sampaio für die Unabhängigkeit. Diese entwarfen eine Bittschrift, die, nachdem sie achttausend Unterschriften erhalten, dem Prinzen überreicht wurde, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Diese Petition wurde von einer Kommission, an deren Spitze der genannte José Clemente, ein geborener Portugiese, stand, dem Prinzen am 22. Januar 1822 zugestellt und die Kommission konnte schon nach einigen Minuten dem besorgt harrenden Volke die Antwort Dom Pedros überbringen. Sie lautete kurz und bündig: „Da es zum Wohle aller und zum Glück der Nation gereicht, so sagen Sie dem Volke, daß ich bleibe.“

Diese Antwort Dom Pedros enthielt die Kriegserklärung an die portugiesischen Cortes und sie war der erste entschiedene Schritt zur Unabhängigkeit. Der portugiesische Kommandant Avilez hatte schon einige Tage vorher, am 11. Januar 1822, mit seinen Soldaten die Kasernen verlassen und den Morro do Castello besetzt, von dem man sehr gut die Stadt beschießen konnte, aber er war durch den Aufmarsch der brasilianischen Miliz eingeschüchtern worden und hatte sich schon am 13. Januar dem Prinzen unterworfen, sodaß Dom Pedro der wirkliche Herr von Rio de Janeiro war. An demselben Tage, an dem Avilez sich unterwarf, war José Bonifacio in Rio eingetroffen und war zum brasilianischen Staatsminister ernannt worden. Da vier der wichtigsten Provinzen Rio de Janeiro, São Paulo, Minas Geraes und Rio Grande do Sul unbedingt auf Seiten José Bonifacios standen, so konnte er es wagen, dem Dekret der portugiesischen Cortes, das die Provinzen der Oberherrschaft Rio de Janeiro entzog, ein anderes entgegenzustellen, das die Einheit Brasiliens aufrecht erhielt. In dem unerschütterlichen Vertrauen, daß die vier genannten wichtigen Provinzen ihn nicht im Stiche lassen werden, arbeitet José Bonifacio zielbewußt weiter. Er rief eine Versammlung von Vertretern der Provinzen ein und auf dieser wurde beschlossen, daß jedes portugiesische Gesetz nur dann in Brasilien Giltigkeit erhalten sollte, wenn es die Ausführungsordere des Prinzen Dom Pedro erhalten hatte. Der Senat und die Kammer gingen noch weiter, sie proklamierten

Dom Pedro zum bleibenden Beschützer Brasiliens und verlangten von ihm, daß er eine brasilianische Konstituante einberufen sollte.

Diese Beschlüsse wurden bald mit dem Blute be-

südamerikanische Unabhängigkeit hochverdiente Lord Cochrane erhalten. Dieser blockierte mit seinem Geschwader den Hafen von Bahia und von der Landseite gingen die Milizen unter dem Befehl des



siegelt. Die brasilianische Regierung ging zum Angriff über. Die portugiesische Reaktion hatte in Bahia ihr Hauptquartier aufgeschlagen und dieses wurde von den Brasilianern belagert. Den Oberbefehl über die brasilianischen Schiffe hatte der um die

Generals Labatut gegen die Stadt vor, sodaß der portugiesische Kommandant, General Madeira, sich bald veranlaßt sah, die Stadt entgültig zu räumen. Admiral Lord Cochrane kaperte dreizehn portugiesische Kriegs- und siebenzig Handelsschiffe und als

er erfahren hatte, daß die Portugiesen sich in Maranhão festsetzen wollten, entsandte er nach dort hin einige Schiffe, die die Landung der Portugiesen verhinderten. Kapitän Grenfell begab sich mit der den Portugiesen abgenommenen Brigg „Dom Miguel“ nach Pará, welcher Platz so auch gegen einen Angriff von portugiesischer Seite gesichert wurde und Kapitän Taylor drang mit seiner Fregatte sogar bis Portugal selbst vor.

Während dieser Kämpfe hielt Dom Pedro sich in São Paulo auf und am 7. September trat er die Rückreise nach Rio an. Er hatte mit seinem Gefolge gerade den Hügel von Ipiranga erreicht, als ihm von einem entgegenreitenden Kourier ein Sendschreiben der Cortes übergeben wurde. Die Begleiter des Prinzen drängten sich um Dom Pedro, der sofort auf seinem Pferde das Schreiben entfaltete. Es enthielt den strikten Befehl, sofort nach Portugal zurückzukehren. Das Schreiben entfiel den Händen des Prinzen, er griff nach den portugiesischen Abzeichen an seinem Reiterhut, riß es herunter und stieß den bekämten Ruf aus „Independencia ou Morte!“, Die Säbel flogen aus den Scheiden und kreuzten sich zum Schwure: „Independencia ou Morte!“ Eine herrliche Morgensonne ergoß ihre Strahlen über den Hügel von Ipiranga und über Brasilien gin eine andere Sonne auf — die Unabhängigkeit.

Von jeher und besonders seit dem Umschwung von 1889 hat es Politiker und Historiker gegeben, die sich darüber den Kopf zerbrachen, warum Brasilien in 1822 nicht dem Beispiele der übrigen amerikanischen Länder folgte und bei seiner Lostrennung vom Mutterlande nicht auch gleich seinem neuen Staate die Form der Republik gab; viele haben diese Abweichung von der Norm bedauert.

Allerdings hatte die brasilianische Geschichte aus der Kolonialzeit reichlichen Anlaß gegeben, mit der Kolonialherrschaft auch die Monarchie abzuschaffen, denn in keinem Lande unseres Kontinents datierte die republikanische Propaganda so weit zurück, in keinem Lande hatte man so energisch für diese Staatsform gearbeitet und keine südamerikanische Kolonie konnte so viele Märtyrer der Demokratie aufweisen wie Brasilien. Als in 1792 Tiradentes für ein republikanisch-freies Brasilien das Schafot betrat, hatte das spanische Amerika überhaupt noch keine Kämpfer aufzuweisen, die für die Demokratie in der neuen Welt ihr Leben in die Schanze geschlagen und doch organisierten alle spanischen Staaten, die mit 1810 ihre Unabhängigkeit begannen, sich unter republikanischer Form, nach dem großen Vorbilde der Vereinigten Staaten des Nordens. Und trotz dieser allgemeinen Vorbilder folgte Brasilien noch 22 Jahre später nicht der Norm, sondern behielt, trotz der Lostrennung vom Mutterland, nicht allein dessen monarchische Staatsform, sondern auch dessen Dynastie bei.

Eine Reihe von Ursachen haben hierbei mitgewirkt, darunter wohl nicht zum wenigsten eine Anzahl weitsichtiger Männer, welche die Vorteile der alten Staatsform gegen die Gefahren der neuen vorsichtig abwogen und damit jedenfalls ihrem Vaterlande keinen schlechten Dienst getan haben. Welche schwer Folgen sozialer und wirtschaftlicher Natur die unvorbereitete Proklamation der Republik in einem Lande mit zahlreicher Sklaverei gehabt hätte, wollen wir hier nicht näher erörtern, es liegen in der Sache klarere historische Nachweise vor, und zwar im Vergleiche der brasilianischen mit der spanisch-südamerikanischen Geschichte.

Bekanntlich war auch bei der Revolution, welche am 25. Mai 1810 in Buenos Aires ausbrach und die

Lostrennung von ganz Spanisch-Südamerika vom spanischen Mutterlande nach sich zog, die Frage, ob Republik oder Monarchie, durchaus nicht entschieden. Denn in den dortigen Ländern war vor jenem Datum eine republikanische Bewegung noch fast ganz unbekannt. Andererseits waren die bedeutendsten Führer der Bewegung, wie General S. Martin u. a., entschieden für die Beibehaltung der Monarchie. So kam es, daß sogar die erste provisorische Regierung noch im Namen der spanischen Dynastie regierte und dieser Zwiespalt dauerte noch Jahre hindurch, als der blutige Kampf auf dem Schlachtfelde schon lange entbrannt war. Ja selbst 6 Jahre später, auf dem ersten argentinischen Kongreß in Tucuman war die Mehrheit noch entschieden für die Monarchie. Jener Kongreß erklärte in seiner feierlichen Proklamation nur die Unabhängigkeit von Spanien, ließ aber die Frage über die Staatsform ausdrücklich offen und zwar auf ausdrückliches Verlangen der republikanischen Minderheit, die bei einer Abstimmung über die Staatsform damals unterlegen wäre. Von einzelnen Führern und von der provisorischen Regierung waren an mehreren Stellen Unterhandlungen angeknüpft worden, so in Spanien und in Rio de Janeiro, um einen Prinzen für den Thron des La Plata-Königreiches zu erhalten, ja eine starke Partei wollte sogar die alte Inkas-Dynastie aus Peru auf den Thron in Buenos Aires bringen. Gerade dieser Streit um die Person im Lager der Monarchisten selber brachte schließlich die Sache der Republikaner zum Siege. Aber dann kam auch bald das Unheil, was die Monarchisten mit ihrem Staatssystem vermeiden wollten: der Zerfall des großen Vicekönigreiches in eine Anzahl von Republiken Bolivien, Peru, Columbia, Venezuela. Vergebens hatte die provisorische Regierung von Buenos Aires den Namen der spanischen Dynastie auszunützen versucht, um sich eine allgemein gültige Autorität beizulegen. Denn die Munizipaljuntas von Montevideo, Asuncion, Santiago, Lima etc. fühlten sich bald ebenbürtig und gleichberechtigt mit der Kollegin von Buenos Aires. Hätte man gleich einen Träger der Krone der La Plata-Monarchie gehabt, so wäre damit auch die Autorität gewahrt und wahrscheinlich die Vereinigung der Länder noch auf längere Zeit erhalten geblieben. Das jedenfalls haben die einsichtigsten Männer der Mairevolution vorausgesehen und deshalb die monarchistische Staatsform beibehalten wollen. Es gibt aber Geschichtsschreiber, welche jene Geschichtsquellen vollständig verkennen und nur nach vorgefaßter Parteitendenz schreiben, und die behaupten, es sei den Führern der Mai-Revolution anfänglich gar nicht im Sinne gelegen, die spanische Herrschaft abzuschaffen, nur die Hartnäckigkeit und Kurzsichtigkeit der Herrschaften in Madrid habe dies dann herbeigeführt. Das ist eine gröbliche Geschichtsfälschung. Die Unabhängigkeit war von Anfang an das feste Ziel, nur die Staatsform noch unentschieden.

Die Geschichte von ganz Spanisch-Südamerika beweist, wie unendlich schwer es war, diese plötzlich unabhängigen Länder in republikanischer Selbständigkeit zu organisieren und zu regieren. Dem Zerfalle des großen Vicekönigreiches folgten die jahrzehntelangen inneren Kämpfe in allen Einzelstaaten. Es war ein Jahrhundert blutiger Leidensgeschichte, die zum Teil heute noch nicht mal zum Abschluß gekommen ist. Das war gewiß Warnung genug für die führenden Männer in Brasilien, wie José Bonifacio etc.

So kam der 7. September und damit die Unabhängigkeit Brasiliens, als unabhängiger, autonomer neuer Staat, unter monarchischer Staatsform. Die Geschichte, die diesem Datum folgt, beweist jedem

Schenden, wech enorme Vorteile diese Abtrennung vor derjenigen des spanischen Südamerika voraus hatte. Die ununterbrochene Fortdauer der Dynastie bewirkte die Erhaltung der Autorität und vermied die Anarchie. Die einheitliche Regierung bewahrte das Land vor dem Zerfall in kleine Staaten. Die Vorgeschichte des 7. September 1822 schloß eine solche Gefahr gar nicht aus. Wäre in Rio auch die republikanische Staatsform proklamiert worden, so war im Norden und Süden alles dazu angetan, um ebenfalls ein Bündel Einzelstaaten aus dem Boden hervorzuzaubern und die östliche Hälfte Südamerikas würde die Zahl der südamerikanischen Republiken wenigstens um ein halbes Dutzend vermehrt haben. Die Geschichte der spanischen Republiken besagt uns deutlich genug, daß dies für Brasilien ein sehr zweifelhafter Vorteil gewesen wäre. Die Geschichte des brasilianischen Kaiserreiches hat auch ihre dunklen Blätter, aber im Vergleiche zu der Geschichte des spanischen Südamerikas ist sie ein harmloses Kindermärchenbuch.

Als in 1889 die brasilianische Republik proklamiert wurde, da begrüßten die Preßorgane vom La Plata sie mit begeisterten Worten, gaben aber gleichzeitig ihrer festen Ueberzeugung Ausdruck, daß am 15. November 1889 auch die letzte Stunde des geeinigten Brasiliens geschlagen habe. Sie glaubten, die Republik werde Brasilien den Zerfall in Kleinstaaten bringen, wie sie es selber am La Plata 80 Jahre früher erleben mußten. Aber die lieben Nachbarn der republikanischen Staaten haben sich getäuscht. Wenn auch die brasilianische Monarchie viele Schattenseiten, Mißstände und Rückständigkeiten und viele innere Kämpfe hatte, so hatte sie doch die große Kraft, alle Brasilianer zusammenzuhalten und in ihnen allen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das Bewußtsein einer einzigen, großen Nation einzuwurzeln und erstarken zu lassen mit der Liebe zu dem einen großen Vaterlande, gegen das alle Interessen der Personen, Parteien und Einzelstaaten zurücktreten müssen und für das alle Brasilianer vom Amazonaß bis zur Lagoa Mirim einmütig und begeistert zusammenstehen, wenn es gilt, die gemeinsame Sache zu verteidigen.

Wie sehr wir überzeugte Republikaner sind, so müssen wir an Hand der geschichtlichen Tatsachen doch unumwunden anerkennen, daß die Unabhängigkeitsproklamation auf Ipiranga in der besten Form geschah, als Monarchie, die der republikanischen Idee dann Zeit ließ, sich bis 1889 auszureifen.

Wochenschau.

In Berlin wurde am 6. ein deutsch-brasilianischer Kongreß eröffnet. Die Eröffnungsrede hielt der in Brasilien und hauptsächlich in Santa Catharina bestens bekannte Pfarrer Herr Hermann Faulhaber, der die zahlreichen Versammelten im Namen der Deutsch-Brasilianischen Gesellschaft willkommen hieß. Ihm folgte mit dem Wort der Ehrenpräsident des Kongresses, Dr. Itiberé da Cunha, brasilianischer Gesandter in Berlin, der auf den deutschen Kaiser ein Hoch ausbrachte, auf das Herr Willy Eppenstein mit einem Hoch auf Marschall Hermes da Fonseca erwiderte. Nach dem offiziellen Teil wurde ein Konzert gegeben, wobei auch verschiedene Musikstücke des Herrn Itiberé da Cunha, der bekanntlich ein tüchtiger Komponist ist, gespielt wurden. Am nächsten Tage, am 7., befaßte sich die berliner Presse sehr ausführlich mit dem Kongreß. Das „Berliner Tageblatt“ brachte einen Artikel des Hrn.

Dr. Itiberé da Cunha, der sich über die Beziehungen Brasiliens zu Deutschland ausspricht und dafür eintritt, daß beide Länder sich noch besser kennen lernen. Die Handelsbeziehungen der beiden Länder zu einander könnten sich noch besser gestalten und für die deutsche Tatenlust sei in Brasilien noch ein großes Feld offen, das der größten Aufmerksamkeit wert sei. In derselben Nummer des großen berliner Blattes befaßt sich einer der Redakteure mit dem Gesandten, Herrn Itiberé da Cunha, dessen große Kenntnisse in deutschen Dingen sehr anerkennend erwähnt werden. Am 7. begaben sich die Kongreßmitglieder nach der brasilianischen Gesandtschaft, um zu dem Unabhängigkeitstage zu gratulieren. Zu diesem Empfang erschienen auch verschiedene hohe deutsche Beamte und die Mitglieder des diplomatischen Korps sowie Vertreter der deutschen Presse. Am 8. wurde der Kongreß, der jedenfalls gute Resultate zeitigen wird, geschlossen. Zum Schlusse wurde den Kongreßmitgliedern ein Festessen gegeben und auf dem Menu figurierten auch schwarze Bohnen mit Mandioka-Mehl. Der Kongreß wird dazu beigetragen haben, in Deutschland das Interesse für Brasilien zu beleben und das kann beiden Ländern nur Nutzen bringen.

Dieser Kongreß hat nach der Ansicht unserer landessprachlichen Kollegen einen großen Fehler — er ist nicht in Paris zusammengetreten und man hat während der Verhandlungstage keine Verbrüderungsphrasen gedroschen, sondern über wirtschaftliche Probelme gesprochen. Deshalb hat man dem Kongreß nur einige wenige Zeilen gewidmet. Wenn in der Lichtstadt, die übrigens weniger hell ist, als andere Städte, die diesen Titel nicht führen, anlässlich der Abreise eines Louis Casabona oder eines Paul Adam irgendein begeisterter Jüngling über die Rassenverwandtschaft den Franzosen und Brasilianern ein paar banale Worte sagt, dann werden sie nach Brasilien telegraphiert und in der ganzen Tagespresse ausführlich besprochen, wenn aber in Berlin Kaufleute, Kapitalisten und Industrielle darüber verhandeln, wie der Handel zwischen Brasilien und Deutschland zu heben sei, dann hat man in der Presse nur für eine kurze Meldung Platz. Glücklicherweise bedeutet diese Parteilichkeit herzlich wenig und werden die Beziehungen der beiden Länder schon lange nicht mehr dadurch bestimmt, was die Herren Reporter schreiben oder nicht schreiben.

Der deutsche Luftschiffbau hat wieder einen schönen Erfolg errungen. Die bulgarische Regierung wird in Deutschland mehrere Aeroplane bestellen. Die in der bulgarischen Armee mit dem Blériot-Apparat vorgenommenen Probefahrten haben nicht das erwartete befriedigende Resultat ergeben, der deutsche Albatros-Apparat hat aber gut abgeschnitten und deshalb soll dieser jetzt bei dem bulgarischen Heere eingeführt werden.

Der schweizer Bundespräsident gab in Bern am 6. ds. Kaiser Wilhelm ein Festessen, an dem zahlreiche schweizer Beamte und Offiziere teilnahmen. In seinem Trinkspruch sagte der Präsident, daß die Eidgenossenschaft sich sehr darüber freue, den Monarchen als Gast beherbergen zu können und der Besuch des Kaisers werde jedenfalls viel dazu beitragen, die Bande der Freundschaft zwischen der Schweiz und Deutschland fester zu schlingen. Die Schweiz werde immer ihre Unabhängigkeit wahren und deshalb bemühe sie sich, ihr Heer auszubilden. Nach diesem Trinkspruch erhob Kaiser Wilhelm sein Glas, um auf das Wohl der Schweiz zu trinken. Er bedankte sich für die überaus herzliche Aufnahme, die ihm zuteil geworden. Er sei ein aufrichtiger Freund der Schweiz seit dem Beginn seiner Regierung und er freue sich, daß er das schöne Land habe

besuchen können. Dieser Besuch werde nicht der letzte bleiben; er werde, sobald ihm die Möglichkeit geboten sein werde, zurückkehren, um wieder einige Tage auf schweizer Boden weilen zu können. Am 7. kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück. Er hat den Chef des schweizer Generalstabes, Oberst Sprecher von Bernegg, und andere schweizer Offiziere eingeladen, den deutschen Herbstmanövern beizuwohnen. An diesen Manövern werden, wie bekannt, 130.000 Mann teilnehmen.

Die englischen Blätter haben sich darüber aufgehalten, daß man dem Minister der Miliz von Kanada, Oberst Hugher, nicht gestattet hat, den deutschen Herbstmanövern beizuwohnen. Es hat sich jetzt aber herausgestellt, daß weder die englische noch die kanadische Regierung sich um die Zulassung dieses Obersten zu den Manövern verwendet hat. Die deutsche Militärleitung war also in vollem Recht, als sie Herrn Hugher das Beizuwohnen untersagte.

In England bildet ein Fall das Tagesgespräch, der an die Erzählungen der Hintertreppenliteratur erinnert. Ein Hauptmann namens Hicks Murray verübte Selbstmord und als man nach den Gründen nachforschte, da erfuhr man, daß der Mann, der zum sechsten Male Witwer geworden war, seine sechs Frauen ermordet hatte. Von der Reue gemartert, hat er jetzt selbst seinem Leben ein Ziel gesetzt. Es ist unbegreiflich, daß solche Verbrechen geheim bleiben konnten.

Die Vereinigten Staaten sind im Begriffe, wieder einen Schritt vorwärts zu tun in der Expansion nach Süden, die schon die englischen Kolonien begannen und die die unabhängige Republik stets fortgesetzt hat. 1803 hat die Union Louisiana von Frankreich erworben, 1814 die Engländer aus Ost-Florida (darauf folgenden Kriege 1848 ihnen auch noch Oberkalifornien und Neu-Mexiko abgenommen, 1897 die Sandwichinseln annektiert, 1898 von den Spaniern Cuba, Portorico, und die Philippinen als Friedenspreis erhalten. 1903 die „Republik“ Panama inszeniert, die ihr die Kanalzone abtrat. In den Republikan Mittelamerikas und der Antillen ist der „Diktator“ des „großen Bruders“ wohlbekannt und gefürchtet. In Cuba haben sie noch vor ein paar Wochen bewiesen, daß sie nicht mit sich spaßen lassen, und in Nicaragua zeigen sie augenblicklich, wie es denen ergeht, die den nordamerikanischen Wünschen und Interessen nicht gefügig sind. Ein Hemmnis für ihre unumschränkte Herrschaft von den Großen Seen bis zum Isthmus von Panama war jahrzehntelang Mexiko. Der Diktator Porfirio Diaz führte ein schneidiges Regiment, hielt sein Heer schlagfertig und vermied fast immer mit Geschick, den Yankees einen Vorwand zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten seines Landes zu geben. Da ihm schwer beizukommen war, machte die Union gute Miene zum bösen Spiel — bis Diaz sich mit den Japanern einließ. Nun mußte das Bedenken, daß das wirtschaftliche Gedeihen Mexikos mit der Herrschaft des Diktators verknüpft war und daß daher starke finanzielle Interessen der Nordamerikaner die Aufrechterhaltung dieser Herrschaft wünschenswert erscheinen ließ, zurücktreten. Die Gelben, die am kalifornischen Meerbusen eine „Fischereistation“ erwerben wollten und wahrscheinlich auch ein Bündnis mit Porfirio Diaz vorbereiteten, durften auf amerikanischem Boden nicht Fuß fassen. So brach denn plötzlich die Revolution Maderos aus, die Dank der Unterstützung durch die Yankees siegreich blieb. Nachdem der starke Mann beseitigt war, konnte auch in Mexiko das gewohnte Spiel beginnen. Unter Zapata wurde eine Revolu-

tion gegen Madero arrangiert, die es soweit gebracht hat, daß der Präsident Taft beim Kongreß die bewaffnete Intervention in Mexiko beantragte. Es erscheint kaum zweifelhaft, daß der Kongreß der Vereinigten Staaten seine Zustimmung giebt. Noch vor zwei Jahren hätte man in Washington nicht riskiert, sich in einen Kampf mit der mexikanischen Armee einzulassen. Heute aber ist jenes Land und sein Heer so geschwächt und demoralisiert, daß das Wagnis nicht mehr groß ist. Was die Folge sein wird, ist klar. Die Yankees werden voraussichtlich vorläufig nicht lange im Lande bleiben. Sie werden auch kaum Gebietsabtretungen verlangen, höchstens die von Niederkalifornien, der Halbinsel, auf der die Japs ihre Fischereistation errichten wollten. Aber sie werden ihren Einfluß so kräftigen, daß auch Mexiko nur mehr ein Vasallenstaat der Union sein wird. Damit ist ihr nächstes Ziel, die unbedingte Herrschaft bis zum Isthmus, erreicht. Sie werden es sich alsdann angelegen sein lassen, auch auf dem südlichen Kontinent die Hegemonie zu erlangen, ihre Monroe Doktrin „Amerika den Nordamerikanern“ verwirklichend. Was jetzt in Mexiko geschieht, geht daher uns alle an. Das begreift man in Südamerika auch, allerdings in verschiedener Intensität; am besten in Columbien, wo man „am dransten“ ist, am schlechtesten in Brasilien, wo sich ein großer Teil der Presse und der Politiker noch immer durch die schönen Redensarten (oder durch die klingenden Dollars?) der Yankees betören läßt. Aber es ist wirklich höchste Zeit, daß man die Augen öffnet.

Notizen.

São Paulo.

Die Feier des 7. September war dieses Jahr vom besten Wetter begünstigt und konnte sich allseitig in programmgemäßer Weise abwickeln. Auf den öffentlichen Gebäuden war Flaggenschmuck, im Zentrum der Stadt auch auf manchen Privathäusern, während in den äußeren Stadtteilen diese Beteiligung der Privaten nur eine geringe war. Morgens um 8 Uhr begann die offizielle Feier mit dem Massentransport der Schulkinder mit den Bonds nach den Bahnstationen und von dort per Bahn nach Ipiranga. Es war wirklich ein sehr erfreulicher Anblick, wie diese Scharen von Schulkindern, von 6 bis 14 Jahren, die Mädchen alle in weißen Röcken gekleidet, die Jungen ebenfalls in weißer Uniform, aufmarschierten. Wir haben diesem ganzen Transport von der Luzstation bis zum Ipirangaplatz beigewohnt und müssen dem Lehrpersonal das Zeugnis ausstellen, daß sie diese Aufführung überall aufs beste besorgten. Dieselbe Beobachtung machten wir auf dem Festplatze selber. Es waren über 10.000 Kinder und die Anstrengung und Arbeit war nicht gering, denn sie dauerte von morgens 8 Uhr bis mittags 2 Uhr und bei recht empfindlich heißem Sonnenschein. Leider verzögerte sich die Ankunft des Präsidenten fast eine Stunde, was wiederum die famose Zentralbahn auf dem Gewissen hat, weil ihr Zug sich verspätete und somit die englische Bahn den Präsidentenzug nicht konnte abgehen lassen, weil die Linie nicht frei war. Vor dem Ipirangapark hatte sich bereits um 9 Uhr eine große Volksmenge aufgestaut. Der Park selber mit dem Denkmal-Palast bietet ein vorzüglich geeignetes Festgelände und ist für große Massen ausreichend. Da der

Park in der Hauptsache für die Schuljugend abgeschlossen war, so entstand kein Gedränge und konnte der Massenaufzug sich ungestört vollziehen. Auf den Seiten waren die 6 Pavillons mit Segeltuch überdeckt, so daß die Kinder vor der Sonne geschützt waren; aber der Aufmarsch, den sich der Staatspräsident mit den Sekretären und einigen 100 höheren Staatsbeamten in Zivil und Uniform vom Balkon des Museums aus ansah, dauerte doch stundenlang. Gleichzeitig konnten die vorbeimarschierenden Kinder im Museumseingang ein Päckchen mit Sandwichs fassen, womit sie dann unter den Segeltüchern und auf den Wiesen sich niederließen und ein buntes Lagerleben abhielten. Auf dem Platze wurde unter dem Spiel der Nationalhymne die Fahne gehißt und die Massen der Kinder sangen das Nationallied. Im Innern des Museumsbaues, im großen Saale, versammelten sich die Herrschaften und Dr. Eugenio Egas hielt eine längere Rede über die Geschichte und Bedeutung des Tages. Dann begaben sich die Herren zum Lunch, der in den beiden Seitenzimmern neben der großen Treppe in reichlichem Maße serviert wurde. Dabei hielt Senator Rodrigues Leite eine kurze Ansprache an den Präsidenten. Dann begab sich der Präsident mit Gefolge per Automobil wieder nach der Stadt. Bis aber die Feierlichkeit mit den Kindern vollendet war, dauerte es bis nach 1 Uhr. Für die Sanität war durch die Polizeiasistenz und das Rote Kreuz hinreichend gesorgt, aber man mußte sich höchlichst wundern, mit welcher Bravour die Kinder diese große Anstrengung aushielten, die von morgens früh 7 Uhr bis nachmittags 2 Uhr andauerte. Nur sehr wenige Kinder wurden unwohl; die großen Scharen waren selbst beim Heimmarsch nach der Ipirangastation noch kreuzfidel und sangen ein Lied nach dem anderen, als kämen sie grad aus dem Wirtshaus. Von Unfällen haben wir gar nichts gesehen. Etwas mehr hätte die Behörde für Musik leisten können, die Militärkapelle war nicht ausreichend und spielte recht selten.

Die Schulgruppe, welche der Schulverein Ipiranga erhält, brachte zum Fest schöne Blumengebinde. Wir wunderten uns, daß eigentlich die ältere Schuljugend und die höheren Schulen bei der Feier sehr mangelhaft vertreten waren, gerade jene Jugend, bei der die patriotische Begeisterung am lebhaftesten sein sollte. Von der hiesigen Studentenschaft sah man dabei gar nichts, sind diese Herrschaften schon über solche Dinge erhaben? In dieser Hinsicht müßte künftig das Programm etwas weiter gezogen werden; eher sollte man die 6jährigen Kinder dabei weglassen, da für solche die Anstrengung wirklich zu groß ist.

Die offizielle Feier setzte sich dann nachmittags noch in drei Akten fort. Um 3 Uhr hielt der Staatspräsident im Regierungspalast großen Empfang, dem zahlreiche Personen beiwohnten, so auch die Konsularvertreter, die am Ipirangafest fast gar nicht erschienen waren, wohl auch keine Einladungen dazu erhielten. Abends, nachdem an verschiedenen Orten der Stadt festliche Beleuchtung erglänzte, rückte das Militär in einem großen Fackelzug von der Luzkaserne durch die Stadt nach dem Regierungspalast, wo es den Präsidenten begrüßte. In der Kathedrale wurde als kirchlicher Beitrag zu dem Feste abends 7 Uhr das Te Deum abgehalten.

Zum Gedenktag erließ der Präsident folgenden Gefangenen den Rest ihrer Strafe: João Pixelli, Antonio Magdeleno de Freitas von Igarapava, Rodrigues Carvalho und Silva von Campinas, Luiz Pedro de Godoy von Itapira, Jeremias João Felizardo von Santa Cruz do Rio Pardo, Silveiro Innocencio de Oli-

veira von Jaboticabal und 14 Soldaten die Strafe wegen Desertierung.

In zahlreichen Vereinen und im Innern des Staates wurde der Nationaltag ebenfalls würdig gefeiert. Auch die gesamte Presse würdigte den Tag in Wort und Bild. Im großen und ganzen ist die Feier des 7. September würdig ausgefallen.

Ueber ein ungeheures Unglück wird aus Recife berichtet. Am 6. ds. erkrankten in dem dortigen Asyl für ausgesetzte Kinder achtundachtzig Kleine, nachdem sie ein Wurmmittel zu sich genommen, an deutlichen Vergiftungserscheinungen und dreiundvierzig waren bald verschieden, während fünfzehn noch in Lebensgefahr schweben. Die Schwester, die den Kindern das Mittel gereicht, bekam, als sie sah, was sie angerichtet, einen Anfall und starb gleich darauf vor Aufregung. Die sofort eingeleitete Untersuchung hat bereits festgestellt, daß die Schwestern, die das der Santa Casa untergeordnete Asyl leiten, an der Katastrophe unschuldig sind. Der Anstaltsarzt, Dr. Freitas Guimarães, hat den Kindern Wurmmittel verschrieben und die Vorsteherin, Schwester Roderich, hat dasselbe aus der Pharmacia Conceição holen lassen. Diese Apotheke hat das verlangte Mittel nicht gehabt und hat es aus der Pharmacia dos Pobres bezogen. Die Gläser enthielten aber anstatt des verschriebenen Mittels Gift. Der Eigentümer der Pharmacia dos Pobres behauptet nun, das richtige Mittel geschickt zu haben, der von der anderen Apotheke sagt aber, daß er die Gläser nicht ausgetauscht, sondern sofort nach dem Asyl geschickt habe und demzufolge müsse in der Pharmacia dos Pobres der Irrtum begangen worden sein. Die Bevölkerung von Recife befindet sich in der größten Aufregung. Die Vergnügungsanstalten halten geschlossen, die Stadt flaggt Halbmast zum Zeichen der Trauer. Die Polizei setzt ihre Untersuchungen fort. Der Staatsgouverneur, General Dantas Barreto, hat wiederholt die erkrankten Kinder besucht und er will alles aufbieten, um die Sache aufzuklären. Mag nun aber der eine oder der andere Apotheker die Verwechslung begangen haben, es handelt doch um eine geradezu ungläubliche und verbrecherische Nachlässigkeit, die auf das strengste geahndet werden muß. Die Schwestern können im schlimmsten Falle der Unkenntnis beschuldigt werden, denn sie haben nicht erkannt, daß das übermittelte Medikament nicht dasselbe war, das der Arzt verschrieben hatte.

Einem bedauernswerten Unglücke ist ein Mitglied unserer deutschen Kolonie zum Opfer gefallen. Auf die zwei Feiertage hin benutzten viele Leute die Gelegenheit zu einem Ausfluge nach dem Meeresstrand von Santos, so auch eine Gesellschaft von jungen Leuten, unter denen sich der 22jährige Deutsche Luis Herbst aus der Alameda Barão de Limeira 139 befand. Die Gesellschaft fuhr mit der Bahn am Sonnabend morgen nach Santos, besuchte verschiedene Punkte der Hafenstadt, fuhr mit dem Bond nach S. Vicente und entschloß sich, eine Bootfahrt nach der Insel Parchat zu unternehmen. Aber das kleine Boot war noch nicht weit vom Ufer, als eine seitlich anschlagende Welle das Fahrzeug überwarf, so daß die vier Insassen ins Wasser stürzten. Zwei davon konnten sich retten, die beiden anderen, Luis Herbst, Angestellter der englischen Bahn, und William Bagghil, Amerikaner, 22 Jahre alt, Sohn des Direktors des „Collegio Progresso Brasileiro“, ertranken. Ihre Leichen kamen erst nach einiger Zeit zum Vorschein. Der Witt der Pension „Parque Beira-Mar“, wo die jungen Herren logiert hatten, machte der Polizei Anzeige. Das Unglück geschah nachmittags 2 Uhr. Bagghil wurde in S. Vicente begraben. Die Leiche von Luis Herbst wurde mit

einem Spezialwagen von der englischen Bahn nach S. Paulo gebracht, wo gestern die Beerdigung stattfand. Herr Pastor Teschendorf hielt die Grabrede. Den von dem schweren Unglück betroffenen Angehörigen unser aufrichtiges Beileid.

Eine schlimme Jagdpartie hat am Sonntag der 24jährige Maler Maximo Guido in der Rua Cesario Matto 56 unternommen. Mit seiner jungen Frau, sie war erst 20 Jahre alt und erst 7 Monate verheiratet, ging er nach der Waldung von Villa Prudente, um Vögel zu schießen. Bei dem Gang durch das Gestrüch stolperte Maximo, wurde im Fallen aber von seiner jungen Frau in den Armen aufgefangen. In diesem Augenblick aber krachte ein Schuß und die Ladung ging der jungen Frau, Carmella, in den Leib. Schwerverwundet wurde sie ins Spital gebracht, der Mann auf die Polizei, aber nach dem Verhör wieder entlassen, da der Zufall offensichtlich ist.

Der Streik in Santos ist damit beendet, daß sich schließlich die Docas-Gesellschaft herbeiließ, den Taglohn von 5 auf 6 Milreis zu erhöhen, während die Arbeiter 7 Milreis gefordert hatten. Warum mußte man denn lange Ausstandszeit durchmachen, um zu einer solchen Konzession zu gelangen. Wir haben von Anfang Vermittlung gefordert. Aber unsere Behörden und der Handelsstand hatten taube Ohren.

Brüderlicher Ringkampf. Die Portugiesen Antonio de Mattos und Manuel de Mattos, beide Männer in den vierziger Jahren, scheinen große Freunde des Ringkampfes zu sein, denn am Donnerstag trugen sie unter sich in ihrem Haushof, Travessa da Assembléa 35, einen Match aus, daß die Nachbarn erschrocken nach der Polizei riefen. Obwohl beide beteuerten, daß es sich nur um eine Spielerei gehandelt habe, wurden sie doch nach der Polizei gebracht, denn das war auch sehr notwendig, denn sie beide hätten sich so verletzt, daß sie verbunden werden mußten. Alter schützt vor Torheit nicht.

In der Maternida São Paulo traten während des Monats August 72 Patienten ein, 67 wurden entlassen, 3 starben und der Monat September begann mit einem Bestand von 37. Geburten erfolgten 58, Operationen 11, Konsulten 126 und Heilmittelverschreibungen 142. An Geschenken gingen ein von Da. Chiteria Ferraz de Arruda Rose 50 Milreis, von Anonym 1 Milreis, von Da. Maria Crespi Kleider für Kinder.

Ein Mörder gefaßt. Die Polizei verhaftete in diesen Tagen einen Portugiesen namens Fernando Elias, der 1900 im Streit um ein Mädchen den Francisco Reis ermordete. Ueber Vigo entkam Elias nach São Paulo, wo er in der Avenida Celso Garcia zwei Fleischerläden mit Erfolg betrieb. Jüngst kam aus Portugal ein Sohn des Luis Correa de Almeida, der Elias zur Flucht verholfen. Der junge Einwanderer besuchte oft den Elias, wo er gut aufgenommen war, bis es anscheinend zu einer Verfeindung kam und der junge Mann Elias als Mörder bei der Polizei denunzierte. Elias war aber schon vor 2 Monaten von hier geflohen, nun aber in Rio entdeckt, wo er sich nach Portugal einschiffen wollte.

Post und Hygiene. Heute will ich Ihnen mit einigen Klage Liedern aufwarten: 1. Von unserer lieben Post. Im Jahre des Heils 1911 im Monat Oktober machte ich in Deutschland eine Bestellung, am 18. November sandte die Firma die Sachen eingeschrieben nach hier ab, im Januar 1912 machte ich bei der betreffenden Firma eine zweite Bestellung, welche dieselbe wieder abgesandt hatte, und bis heute habe ich trotz vieler Reklamationen weder die erste noch die zweite Sendung und auch kein Aviso erhalten. Wo bleiben die Sachen? — 2. Im

Monat Juni 1912, am 13., machte ich bei einer anderen Firma eine Bestellung, welche dieselbe auch abschickte und mir brieflich mitteilte, die Bestellung sei an mich abgegangen. Den Brief erhielt ich am 7. August und nach vielem Nachforschen nach Verlauf von einem Monat habe ich über diese Sachen keinen Aviso erhalten. Es ist traurig; die Sendung wird wohl auch verschwunden sein. — 3. Im vorigen Monat kam da so ein Dr. von der Hygiene und schnüffelte alles durch. Beim Klosett angelangt, sagte er, das Wasser müsse stets etwas laufen, und ich richtete das also ein, daß es immer langsam lief. Ein paar Tage darauf erschien ein anderer Dr. auf der Bildfläche und erklärte, das Wasser dürfe nicht laufen, es sollte repariert werden. Wenn nicht, so zahlte man anstatt 5 gar 10 Milreis. Ich machte auch diese Sache wieder in Ordnung. Nun kommt gestern der Cobrador mit einer Quittung über 10 Milreis. Meine Tochter sagte, sie bezahle das nicht, sie wolle erst mit ihrem Vater sprechen. Er sagte, wenn das Basin repariert ist, soll die Rechnung von der Arbeit nach der Rua da Conceição gebracht und dort reklamiert werden. Was raten Sie mir nun, was soll ich tun? Ruhig berappen? Auch meinen zwei Nachbarn ist gleiches begegnet; dem einen hat man sogar 18 Milreis aufgebrummt. Wir verbrauchen nicht einmal für 5 Milreis Wasser, geschweige denn für 10 Milreis.

H. A.

Ein weiteres Opfer eines Unfalles hat die deutsche Kolonie gestern erlitten. Auf einem Neubau in der Rua Albuquerque 86 fiel gestern morgen der deutsche Arbeiter Heinrich Buchmann herab und verletzte sich dabei so schwer, daß er im Spital verstarb. Er war 44 Jahre alt und verheiratet. (Im Polizeibericht ist der Name mit Buffmann angegeben, was offenbar ein Schreibfehler sein dürfte.)

Eine eigenartige Justiz. Für die Arbeiter Albino Caires und José Vasquez war das Gesuch um Habeas-Corpus eingereicht, da sie wegen Beteiligung am Docasstreik in Santos verhaftet wurden. Das Tribunal de Justiça erledigte gestern diese Eingabe sehr pomadig. Weil durch Bundesregierungsdekret vom 22. August die beiden Arbeiter als Anarchisten ausgewiesen worden seien, sei damit auch das Habeas-Corpus-Gesuch erledigt. Aber wozu gibt es denn ein Aktion-Habeas-Corpus-Gesuch vor der Justiz, als gegen die Unbilden der Exekutivgewalt? Weil die Verwaltungsbehörde sich am Recht der Bürger vergreift, so wenden sich diese an die Justiz und diese Justiz erklärt die Sache als erledigt, weil die Exekutive schon gehandelt hatte! Das ist ein circulos viciosus der schlimmsten Sorte, das ist eine Preisgabe der fundamentalsten Aufgabe der Justiz, die Preisgabe ihrer Selbständigkeit. Und da ist nun in der nationalen Abgeordnetenkammer der Leader Galeão Carvallial aufgetreten und hat in derselben Weise die Ausweisung der Arbeiter verteidigt. Er sagt, die Bundesregierung hat nur auf genaue Information der Paulistaner Regierung hin gehandelt und der ganze Ausweisungsakt ist nach Erfüllung aller Gesetzesvorschriften geschehen. Ja die Ausweisung sei sogar vom „Jornal do Commercio“ gebilligt. Es ist erstaunlich, daß ein Leader so was einem nationalen Parlament bietet. Also weil das große Wucherblatt für Docas-Geld die Vergewaltigung der Arbeiter rechtfertigte, ist auch vor der Volksvertretung die Vergewaltigung richtig. Und weil die Bundesexekutive so gehandelt, verzichtet die Paulistaner Justiz auf ihre Pflicht!

Die Streikbrecher, die sich die Docas-Direktion von Rio de Janeiro geholt hat, sind wirklich eine Blütenlese des fluminenser Banditentums. Wer die Gestalten der Bundesmetropole kennt, der weiß, wie es gegenwärtig auf dem Dampfer „Man-



tiqueira“, der im Hafen von Santos als Lazarett und Asyl für diese Sippe dient, aussehen mag. Der Volksmund hat bereits dieses Fahrzeug richtig mit „navio negreiro“ bezeichnet, wie die damaligen Schiffe, mit denen die Negersklaven eingeschmuggelt wurden. Von einem Passagierdampfer, der an den Doeas beim Armazen 17 ankerte, schoß ein Passagier mit dem Revolver nach einem der 244 Streikbrecher, weil dieser vor den Augen der Familien unverschämte Akte vornahm; der Schuß erreichte den Unverschämten allerdings nicht. Schon seit einigen Tagen war bekannt geworden, es sei auf dem Negersklavenschiff zu einer Bluttat gekommen, die Polizei weigerte sich, Auskunft zu geben, nun weiß man aber, ein gewisser Arozinho „Costa Larga“ habe im Streit seinem Kameraden einen Stich in die Brust versetzt. Am Freitag wollte ein Feitor auf dem Schiff seine Autorität zur Geltung bringen und gab dabei einem der Streikbrecher eine Ohrfeige. Sogleich stürzten sich die Kollegen über den Mann der Autorität her, bearbeiteten ihn mit Fäusten, Fingernägeln und Zähnen und kamen in der Mißhandlung der armen „Autorität“ so weit, daß sie seinen Kopf mit den Schuhen blutig sehlugen. Und bei all dieser Aktionsfreiheit, welche diese Banditen unter dem Schutze der mächtiger Docas-Gesellschaft genießen, sind diese doch nicht zufrieden und wollen wieder nach ihrer geliebten Carioca-Metropole zurück, erstens weil die Docas ihnen 9 Milreis per Tag und freie Beköstigung versprochen und es jetzt nicht zahlt, zweitens weil den meisten die Kaffeesäcke von 60 Kilo viel zu schwer sind und drittens weil das Penhafest in Rio bevorsteht und bei diesem jährlichen Rummel kein echter Capanga fehlen darf. Viele Bewohner des Negereschiffes waren ehemals Marinerebellen unter João Candido. Famose Sorte!

Deplazierte Intervention. Wie unseren Lesern noch erinnerlich sein wird, erschöß hier vor drei Wochen der Medizinstudent Alfredo Poci seine Stiefmutter und stellte sich, nachdem er sich einige Tage versteckt gehalten, selbst der Polizei. Nach allem, was über den Prozeß bekannt geworden, unterliegt es keinem Zweifel, daß es sich in diesem Falle um einen gewöhnlichen, gemeinen Mord handelt und daß für den Täter auch nicht ein einziger mildernder Umstand angeführt werden kann. Angesichts dieses Sachverhaltes ist die Intervention seiner fluminenser Komilitonen unbegreiflich. Die Studenten, mit welchen zusammen Alfredo Poci in Rio de Janeiro die medizinische Fakultät besuchte, haben sich an die hiesigen Akademiker mit der Bitte gewendet, dem Mörder beizustehen. Was die jun-Herrn damit bezwecken wollen, ist unser Rätsel und bestätigt die ganze Intervention nur die alte Beobachtung, daß es auch unter den gebildeten Ständen Leute gibt, die von Recht und Gerechtigkeit auch keinen blassen Schimmer haben. Den Studenten die an die hiesigen Kollegen das sonderbare Schreiben richteten, genügt es, daß Alfredo Poci ihr Kollege und ihr Bekannter ist, alles andere, was er getan und wie er gefehlt, kümmert sie nicht im Geringsten. Aber was sollen denn die hiesigen Akademiker tun? Wie sollen sie den des Mordes Angeklagten behilflich sein? Er befindet sich in den Händen der Justiz und muß unbedingt vor der Jury erscheinen. Wie sollen nun die hiesigen Studenten den Gang des Prozesses beeinflussen, da das Strafgesetz resp. die Prozeßordnung keinen anderen Weg kennt als den, der zur Anklagebank führt. Alfredo Poci ist auch nicht unverteidigt. Ihm steht Dr. João Gonçalves Dente zur Seite, der zu den allertierigsten und daher auch zu den allertuersten „Nothelfern“ gehört, und seine Sache liegt somit

in den besten Händen. — Mit Genugtuung konstatieren wir aber, daß die landessprachliche Presse diese sonderbare Intervention mit gebührenden Worten rügt.

Eine Anerkennung. In Deutschland hat sich nach jahrelangen Vorarbeiten ein eingetragener Verein Deutsches Zeitungs-Archiv mit dem Sitz in Berlin W. 50, Spichernstraße 17 gebildet. Der Verein will als Zentralstelle dienen, die aus der Fülle des Materials den das Tagesinteresse überdauernden Teil aussondert, über dieses Material durch täglich erscheinende und monatlich wie jährlich zusammengefaßte systematische Auszüge orientiert und die außerdem die Zeitungen aufbewahrt, damit man auch nach längerer Zeit noch auf das Original zurückgreifen kann. Diese Forderungen will das Deutsche Zeitungsarchiv zunächst auf dem Gebiete der Wirtschaft erfüllen, um dann allmählich auf Grund der gesammelten Erfahrungen die anderen Gebiete einzubeziehen. Das Deutsche Zeitungs-Archiv, Abteilung Wirtschaft erscheint in Teilausgaben über die verschiedenen Gebiete des Wirtschaftslebens und in einer Gesamtausgabe, und zwar täglich und monatlich. Dem Ausschuß, der das Unternehmen vorbereitet und ins Leben gerufen hat, gehören die Verleger und die Chefredakteure der größten deutschen Zeitungen und Zeitschriften eine Reihe von bekannten Professoren der Nationalökonomie, Reichs- und Landtagsabgeordneten, Bibliothekaren u. s. w. an, kurz die Elite derer, die mit der Presse und der Volkswirtschaft in Verbindung stehen. Wir nennen unter vielen nur die Namen der Universitätslehrer Brentano, Fick, Foerster, Koch, Lamprecht, Oppenheimer, Sombart, Spahn, Max Weber, Wilbrandt, die Reichstagsabgeordneten Bassermann, David, Erzberger. Für die Abteilung Wirtschaft des Deutschen Zeitungs-Archivs werden 93 Zeitungen regelmäßig bearbeitet. Darunter befindet sich als einziges Blatt Südamerikas unsere „Deutsche Zeitung.“ Für Nordamerika ist die „New Yorker Staatszeitung“ herangezogen worden. Da der Ausschuß des Deutschen Zeitungs-Archivs, wie gesagt, aus den angesehensten Vertretern der Presse und der Wissenschaft zusammengesetzt ist und da wir bislang in keiner Weise mit dem Unternehmen in Verbindung standen — wir erfahren erst jetzt durch ein Rundschreiben von seiner Gründung — so bedeutet die Auswahl unseres Blattes eine Anerkennung unserer Bemühungen auf Volkswirtschaftlichem Gebiete, für die wir dem Ausschuß zu großem Danke verpflichtet sind. Wir machen unseren Abonnenten und Freunden hiervon um so lieber Mitteilung, als wir ja nur durch ihre treue Unterstützung in die Lage versetzt werden, unser Arbeitsgebiet auszudehnen.

Schulgesuch. Die italienische, syrische, portugiesische und spanische Schule von Casa Branea haben dem Sekretariat des Innern ein Gesuch überschiedt um Errichtung einer Normalschule.

Vom Produzenten zum Konsumenten. Der Abgeordnete Mercado hielt gestern in der Kammer für sein Projekt über Früchteexport-Prämien eine interessante Rede. Aber mit den Zahlen greift er etwas hoch. Nach seiner Angabe wird man in Julio Coneição, Munizip Piracicaba, dieses Jahr 20 Millionen Orangen ernten. Diese rechnet er mit 10 Reis pro Stück, also die Ernte mit 200 Contos. Nach Buenos Aires transportiert, glaubt er, daß das Stück im 100 Reis angerechnet werden könne, so daß dort die Ernte 2000 Contos wert wäre. Der Preis von 100 Reis oder 8 Centavos für das Stück Orange in Buenos Aires ist allerdings bedeutend zu hoch gerechnet; mehr als die Hälfte kann im Durchschnitt nicht angenommen werden. Aber auch so ist der

Handel noch sehr lohnend. Der Produzent erhält von einer einzigen Frucht seines Landgutes in einem Jahr 200 Contos. Den Zwischenhändlern und dem Transport verbleiben noch 800 Contos, woran sich gewiß jeder Beteiligte einen guten Lohn wegholt. Aber man sieht hierin wieder, wo eigentlich die Faktoren sind, die das Leben so teuer machen.

Eine verzwickte Ring-Geschichte. Im Maxim-Hotel, Rua Toledo 7, wohnt ein Fräulein Raimonde Dubois, die hatte einen Schatz. Der war reich und dumm zugleich. Denn er trug einen Fingerring im Werte von drei Contos, die er gewiß nicht verdient, sondern geerbt hat. Und dieses teure Stück borgte er der Raimonde, damit sie damit glänzen konnte, als sie des Abends nach dem Casino ging. Wer wundert sich denn, daß diese Raimonde, als sie vom Casino heimkam, den 3 Contos-Ring nicht mehr hatte, sondern ihn — verlor! Der Schatz ging zur Polizei und als diese der Raimonde auf die Bude rückte, nahm die „Verzweifelte“ ein Tränklein und wurde davon ohnmächtig. Aber die Assistencia Policial kennt solche Fälle und hat Gegenmittelchen. Aber die Raimonde hat doch bewiesen, daß sie den 3 Contos-Ring wirklich verloren hat. Im Casino kann so was schon geschehen.

Steuereinschätzung. Vorgestern haben die Beamten des staatlichen Steueramtes die neue Grundsteuereinschätzung begonnen. Sie machen von 8 bis 2 Uhr die Runde in ihren Distrikten. Von 2 bis 4 Uhr verbleiben sie im Steueramt zur Disposition der Eigentümer, die gegen die neue Einschätzung Reklamation erheben wollen.

Gegen den Schutzzoll hat die Firma Theodor Wille und Comp. eine Protesteingabe gemacht. Einige Industrielle verlangen, daß der Zoll auf Baumwolldecken von 1\$500 auf 3\$000 per Kilo erhöht werde. So würde der Minimalpreis für solche Decken von 2\$200 auf 3\$300 steigen. Genannte Firma allein hat vom Dezember bis März für solche billigen Decken an Zoll in Santos 96:348\$ bezahlt. Die 20 Geschäfte, welche diesen Artikel einführen, bezahlen an Zoll jährlich 1.920:000 Milreis. Die Eingabe geht an den Finanzminister in Rio. Da haben wir wieder ein Beispiel, wie alles, auch die einheimische Industrie darauf hinarbeitet, um das Leben besonders für die unteren Klassen zu versteuern.

Aus dem Staatskongreß. Mit nur 11 Mann war gestern der Senat wieder arbeitsunfähig.

Die Kammer tagte mit 26 Mann. Von Manuel Pinto Horta und Juvenal Theodulo Ferraz liegt eine absonderliche Eingabe vor. Sie wollen sich verpflichten, in Lavrinhos eine Sackfabrik und eine Papierfabrik zu erstellen, wenn man für den in ihren Säcken über Santos verschickten Kaffee nur 7 Prozent vom Wert Exportsteuer zu zahlen braucht. Warum versprechen die beiden Herren nicht auch, eine Limburgerkäse-Fabrik zu errichten, wenn die ganze Bevölkerung Brasiliens verpflichtet wird, per Kopf wenigstens ein Kilo per Woche davon zu konsumieren? — Die Finanz- und die Bauten-Kommission beantragen den Bau einer Straße von Itaberá nach Itaporanga zu beschließen. Auf Bericht der Kammer von Limeira spricht sich die Kommission für Errichtung eines Friedensrichterdistrikts Cordeiro aus. — In ausführlicher Rede spricht Pedro Costa für das Projekt, den Rio Parahyba zu regulieren, um die Flußschiffahrt zu ermöglichen. Schon vor 50 Jahren arbeitete man an diesem Problem, ohne aber die bezüglichen Beschlüsse auszuführen. Es handelt sich dabei um die Strecke zwischen Guararema und Bocaina. Die Kosten sind auf circa 400 Contos berechnet. Man würde dabei noch 60.000 Hektare Land für den Anbau gewinnen. Die zu regulierende Strecke ist 130 Kilometer lang, die ganze 280 Kilometer und

der Niveauunterschied 62 Meter. Sechs große Munizipien würden dadurch gewinnen, speziell für den Reisbau. Schon 1910 hat S. Paulo an Reis 2.557.624 Kilos eingeführt und 3.538.123 Kilos ausgeführt, in 1911 aber 4.236.465 Kilos exportiert bei 2.537.609 Kilos Import. Dieser Umsatz verteilte sich in 1911 auf die einzelnen Munizipien wie folgt:

	Import	Export
Bocaina	87.257	29.182
Lorena	388.000	240.981
Guaratinguetá	965.174	1.235.296
Pindamonhangaba	197.231	439.380
Taubaté	597.759	1.556.900
Caçapava	130.188	326.450
S. José	82.184	335.576
Jacarehy	71.125	66.999
Guararema	18.691	5.710
	Kilos 2.537.609	4.236.465

Von der 7. Septemberfeier sind vom Innern überall gute Berichte eingelaufen. Hier in der Stadt, wo es immer mißvergnügte Menschen gibt und ebenso skandalsüchtige Zeitungsblättchen, hat man den Alarm verbreitet, es sei sogar ein Schulkind an den Strapazen des 7. September gestorben. Die Nachricht ist völlig widerlegt. Das am Sonntag verstorbene Kind war schon mehrere Tage krank und am 7. ds. schon so schwer, daß es an der Feier gar nicht teilnehmen konnte.

Im übrigen haben wir auch in unserem Berichte schon betont, daß für die Kinder die Zeit und die Anstrengungen wirklich zu groß waren und daß wir entschieden davon abraten müssen, künftig die ganz kleinen Schüler von 6 und 7 Jahren zu solcher Aufführung heranzuziehen. Man nehme dafür diejenigen der höheren Schulen, die doch für solche patriotische Feste auch von sich aus mehr Verständnis haben sollten. Und außerdem müßte dafür gesorgt werden, daß die offizielle Feier nicht über 2 Stunden dauert.

Was uns am 7. September aber sehr unangenehm aufgefallen ist, ist, daß an vielen Orten, auf Neubauten, an Straßenpflastern, in Werkstätten den ganzen Tag hindurch gearbeitet wurde. Das bedeutet eine Mißachtung gegen das Land und die Nation und es ist uns völlig unbegreiflich, wie die brasilianischen Behörden das dulden. Eine junge Nation soll auf ihr Ansehen etwas halten und gerade bei so kosmopolitischer Bevölkerung muß sie darauf halten, damit bei patriotischen Festtagen die Autorität der Nation zur Geltung kommt. Nicht durch brutalen Jakobinismus, wohl aber durch wohlwogenen Patriotismus kann aus dem Völkergemisch schließlich ein Volk und eine Nation werden. Uebrigens sollte der hier lebende Fremde schon so viel Takt besitzen, nationale Festtage zu respektieren.

Der Große Orient São Paulo hielt gestern im Tempel der Loge „Amizade“, Rua Tabatinguera, die Totenfeier für den verstorbenen Großmeister Quintino Bocayuva ab. Als Großmeister leitete Commandador Antonio Zerrenner die Feier, als Zeremonienmeister fungierten Hauptmann Giusti und Major Pedro Oliveira. Die Leichenrede hielt Dr. Ernesto Kuhlmann, der in beredten Worten den Lebensgang und die Verdienste des verstorbenen Bruders schilderte. Der portugiesische Konsul Dr. Paulino de Oliveira charakterisierte Bocayuva als Maurer. Ein Mädchenchor sang eine Hymne auf Bocayuva, zwei Lehrerinnen begleiteten auf dem Harmonium, auf dem nachher auch Herr Albert Kuhlmann verschiedene Musikstücke vortrug. Der Tempel war überaus reich geschmückt. Zu der Feier hatten verschiedene Oriente ihre Vertreter, andere Telegramme eingeschickt.

Von der Firma A. H. Toerner, Rua Seminario 35, São Paulo, erhalten wir eine interessante Serie von Indianer-Postkarten. Diese stellt nach vorzüglichen photographischen Aufnahmen die Botoconden am Rio Doce dar. Die Einzelfiguren und die Gruppen mit zahlreichen Indianern führen den Typus und die Lebensgewohnheiten dieser Urbewohner, wie sie noch im heutigen Brasilien wohnen, getreulich vor. Die Karten werden im einzelnen und engros abgegeben, wie aus dem bezüglichen Inscrat zu ersehen ist. Um den Bekannten in Europa interessante Bilder zu senden, selbst im Evagewande der Urwaldbewohner, eignen sich die Karten sehr gut. Die Reproduktion ist gut ausgeführt.

Militärische Verschwendung. Der Berichterstatter für das Kriegsbudget, João Símplicio, wird in der Kammer beantragen, die neuen Militärkollegien in Porto Alegre und Barbacena aufzuheben. Damit kann die schöne Summe von 1.335:860\$ erspart werden, ohne daß das Vaterland in Gefahr kommt.

Cassiano do Nascimento. Der Staatspräsident, Herr Dr. Rodrigues Alves, hat anlässlich des Ablebens des Senators Dr. Cassiano do Nascimento sowohl an die Familie des Verstorbenen wie an das Staatspräsidium und den Staatspräsidenten von Rio Grande do Sul herzliche Beleiditelegramme gesandt und auf seinem Sarg einen kostbaren Kranz niederlegen lassen. Cassiano do Nascimento war während der Bundespräsidentschaft des Herrn Rodrigues Alves bekanntlich Leader der Kammermajorität, und hat als solcher ihm die größten Dienste geleistet. Seit der Zeit datierte eine innige Freundschaft zwischen den beiden Herren.

In die schönen blonden Haare einer Deutschen hatte sich in der Rua Bella Cintra der Schwarze Benedicto João de Deus unheilbar verliebt. Da aber die blonde Nachbarin unter ihrem Busen ein hartes Herz verbirgt, das von dem liebsten João de Deus nichts wissen wollte, faßte der Neger nach landesüblicher Sitte den heroischen Entschluß, ein Kreolin-Tränklein zu verschlucken. Aus Erfahrung wußte er ja, daß die Assistencia Policial in solchen Fällen ein wirksames Gegenmittel hat und so geschah denn auch ihm Heil. Er ist gerettet und die blonde Nachbarin weiß nun, daß ihr schwarzer João de Deus sie unsterblich liebt. Ob's aber bei der blonden Deutschen hilft, wissen wir nicht.

In der Staatsbibliothek sind im Monat August 1168 Besucher erschienen, die 1528 Bücher verlangten, davon 1 in Deutsch, 25 in Englisch, 28 in Italienisch, 271 in Französisch, die übrigen in der Landessprache. Am meisten waren Bücher der schönen Literatur (536 Bände) gesucht.

Kleriker-Einwanderung. Die große Zahl von Klerikern, die jetzt die portugiesische Republik abschiebt, weil diese die Hauptanstifter der monarchistischen Reaktion sind, erhalten wir nun in Brasilien. Der Generalvikar von Rio hat auf den 5. ds. nach der Kathedrale eine Versammlung vermögender und einflußreicher Portugiesen einberufen, um über die Unterstützung dieser Einwanderer zu beraten.

Kolonisation. Für verkaufte Kolonielose in Campos Salles sind 3:202\$, für solche in Pariquerassú 1:826\$ im Staatsschatzamt bezahlt worden.

Postwesen. Zwischen São Paulo und Cantareira über Guapira wurde eine Postlinie errichtet, mit täglicher Sendung eines Boten, wofür 1 Conto 560 Milreis ausgesetzt sind.

Aus der Polizeichronik. In der Rua Santa Rosa kam es gestern unter Fuhrleuten aus nichtiger Ursache zu einem großen Radau. João Aguiar

wollte vor der Companhia Nacional Koks abladen, aber Salvador Cirilo und Vicente Massa wollten mit ihren Wagen nicht Platz machen. Darob kam es zu Wortwechsel und Schlägereien, bis der Portugiese Aguiar und der Italiener Cirilo vom Schauplatze verwundet nach dem Spital gebracht und der Italiener Vicente Massa ins Gefängnis eingeliefert werden mußten. Die Italiener haben seit dem Tripoliskrieg in der ganzen Welt eine besonders starke Prügelwut bekommen. — Der Soldat der Zivilgarde, Claudino Bento de Araujo, war gestern mit einem Auftrage vom Posto Liberdade weggeschickt und kam sehr spät zurück. Er meldete, er sei in einer Venda von verschiedenen Individuen angegriffen worden, die ihm sein Geld rauben wollten. Tatsächlich hatte er mehrere kleinere Verletzungen; ob aber die Historie stimmt, weiß man nicht. — Ein schauriges Verbrechen wird aus der Mooça gemeldet. Dem Italiener Vicente Capri, der in dem Landgut von Bellomiro de tal arbeitete, brachte sein achtjähriger Sohn täglich das Frühstück. Seit dem 29. August war der Knabe verschwunden. Nun fanden gestern Kinder, die nach Cocos im Walde suchten, den jungen Capri tot im Gesträuch. Die Leiche ward nach dem Friedhof gebracht. Da stellte der Polizeiarzt fest, der Knabe sei vergewaltigt und dann mit einem Schlag ins Genick, der die Arterien durchschnitt, ermordet worden. Ob die Angaben, die gegen einen Türken in der Mooça lauten, stimmen, muß von der Behörde reichlich untersucht werden. Denn der italienische Türkenhaß ist nicht unverdächtig und könnte schließlich nur dazu dienen, die Aufmerksamkeit von dem wirklichen Täter abzulenken.

Munizipien.

Santos. Während der ersten 7 Monate dieses Jahres liefen in Santos 1027 Dampfer mit 2.437.928 Tonnen ein, gegen 917 Dampfer und 2.105.749 Tonnen in gleicher Frist des Vorjahres. Vertreten waren die englische Flagge mit 258 Dampfern und 873.300 Tonnen, die italienische mit 105 D. und 353.532 T., die brasilianische mit 360 D. und 291.800 T., die französische mit 73 D. und 234.499 T., die deutsche mit 99 D. und 289.400 T., die holländische mit 32 D. und 133.984 T., die österreichische mit 42 D. und 135.323 T. und die spanische mit 18 D. und 62.596 T. etc.

Im August sind 150 Schiffe eingelaufen, 54 brasilianische und 96 fremde und verblieben am 1. September 51. An Mannschaften kamen mit 11.636 Köpfe, 9929 fahren weg und verblieben 1707 Mann. An Passagieren kamen 7659, davon 1. Klasse 1167, 2. Klasse 280 und 3. Klasse 6212; 1137 Brasilianer und 6522 Fremde. Abgefahren sind 4871, in der 1. Klasse 1047, in der 2. 466 und in der 3. 3358; 688 Brasilianer und 4183 Fremde. In Transit kamen 17.175 Reisende, davon vom Norden 6371, vom Süden 10.804.

Campinas. Im Friedhof Fundão wurden während des Monats August 108 Leichen beerdigt, 35 Erwachsene und 53 Kinder.

— Am 31. August befanden sich in der Santa Casa 183 Patienten. Während August sind 172 eingetreten und 147 entlassen worden.

Taubaté. Das 2. Quartal des Geschäftsjahres der Munizipalverwaltung schloß mit einem Saldo von 30:298\$.

Itatiba. Die Polizei verhaftete einen gewissen Antonio Palma, der am 27. v. M. ein Mädchen von 4 Jahren vergewaltigte.

Bundeshauptstadt.

Die brasilische Juteindustrie. Die Juteindustrie Brasiliens hat infolge der enormen Kaffeeversehrungen, die schon in normalen Jahren 10 Millionen Sack bei weitem übersteigen, einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Der Jahresbedarf an Jutesäcken ist aber, wie Eduard Dettmann in seinem neuen Buche „Das moderne Brasilien“ hervorhebt, noch wesentlich größer als 10 Millionen, da auch alle möglichen Arten von Cerealien und Hülsenfrüchten, wie Mais, Bohlen usw. alljährlich eine ähnlich große Zahl von Säcken für ihren Transport erfordern und außerdem jeder Sack Kaffee, ehe er zur Verschiffung gelangt, umgefüllt wird, also eines neuen Sackes bedarf. Der Wert der brasilischen Jahresproduktion von Sackstoffen betrug bereits 1907 22.390 Contos, während die ausländische Einfuhr fast ganz aufgehört hat, erreicht sie doch seit Jahren kaum mehr als 100 Tons jährlich. Zu Zeiten des Kaiserreichs wurden sowohl fertige Jutesäcke als auch hauptsächlich Sackstoffe importiert. Die Verdreifachung des Einfuhrzolles rief jedoch die einheimische Juteindustrie ins Leben. Der neue Zoll wirkte geradezu prohibitiv. Das in den meisten brasilischen Fabriken hergestellte Sackgewebe wird aus ausländischen Jutegarn fast ausschließlich britischer Herkunft gewebt. Eine Ausnahme macht die Fabrica de Tecidos de Juta in S. Paulo, die bedeutendste Sackstoffabrik Brasiliens. Dort wird schon seit Jahren mit importierter Rohjute gesponnen. Vor einiger Zeit wurde dort die Garnspinnerei wesentlich vergrößert und auch die Zahl der Webstühle um 600 vermehrt, sodaß die Produktion dieser einen Fabrik fast ebensogroß ist wie die aller anderen zusammengenommen.

Von der Größe des Bedarfs an Jutegarnen geben die Einfuhrziffern für die Jahre 1905 bis 1909 Zeugnis. Die Einfuhr von Garnen aus Jute und Hanf betrug 1905 11.586 Tons im Werte von 5.685 Contos, 1906 14.051 Tons im Werte von 8.190 Contos, 1907 17.327 Tons im Werte von 12.696 Contos, 1908 12.463 Tons im Werte von 6.838 Contos und 1909 10.208 Tons im Werte von 5.330 Contos. (Infolge der außerordentlichen Vergrößerung der Paulistaner Jutefabrik stieg die Einfuhr von Rohjute, die früher nur gering gewesen war, folgendermaßen: 1907 1362 Tons im Werte von 782 Contos, 1908 2.796 Tons im Werte von 1.235 und 1909 6.333 Tons im Werte von 2.110 Contos. Recht interessant ist, daß die Größe der Kaffeenernte immer mehr oder weniger an dem Bedarf von Rohmaterial bzw. Halbfabrikaten für die Sackindustrie zu erkennen ist. Die Rekordernte des Jahres 1906/07 veranlaßte die großen Jutegarnimporte der gleichen Jahre, und die sehr kleine Ernte von 1907/08 ließ den Import von Jutegarnen während des Jahres 1908 um fast die Hälfte zurückgehen. Vom Jahre 1908 an machte sich dann der erweiterte Spinnbetrieb in der obengenannten Paulistaner Fabrik geltend, sodaß Brasilien seitdem einen großen Teil der Jutegarneinfuhr durch die Einfuhr von Rohjute ersetzt.

Es existierten in Brasilien im Jahre 1907 im ganzen 15 Fabriken von Jutegeweben mit zusammen 2330 Webstühlen und einer Produktionskapazität von 74 Millionen Meter per Jahr, d. h. von ungefähr 43 Millionen Säcken. Die meisten dieser Fabriken befinden sich in S. Paulo und der Bundeshauptstadt, ferner zwei in Pernambuco und je eine in Rio Grande do Sul, Minas, Bahia und Maranhão. Die Zahl der in dieser Industrie beschäftigten Arbeiter betrug im gleichen Jahre 3500. Im ganzen Jahre 1910 wurde von dem bekannten, inzwischen verstorbenen Paulistaner Großindustriellen Conde Alvares Penteado eine neue Gesellschaft gegründet, die sich im größten

Maßstabe mit der Spinnerei und Weberei von Jute für Sackstoffe befassen wird. Gegenwärtig ist die Anzahl der Jutewebstühle auf 3000, die Produktionskapazität auf über 55 Millionen Säcke zu schätzen.

Der ewige Jude des Kaffismus. Vor einiger Zeit brachte die hiesige Polizei den Argentinier Alberto Bessa auf den englischen Dampfer „Avon“, um ihn nach seinem Heimatlande zurückzuführen zu lassen. Bessa hatte hier von der Zuhälterei gelebt und wurde deshalb auch in Santos und Montevideo von der Polizei, die benachrichtigt worden war, nicht an Land gelassen. Als die „Avon“ nach Buenos Aires kam, verweigerten jedoch auch die argentinischen Behörden Bessa die Landung, obwohl er doch argentinischer Staatsangehöriger ist. So blieb dem Kapitän nichts übrig, als ihn wieder mitzunehmen. In Montevideo und Santos wachte die Polizei von neuem sorgfältig darüber, daß Bessa nicht landete. In Rio angelangt, wollte der Kapitän ihn der hiesigen Polizei wieder zur Verfügung stellen. Die aber nahm ihn nicht an. Nun muß der Kaffte die Reise nach Bahia und Pernambuco fortsetzen, wo man ihn ebenfalls nicht an Land lassen wird, und weiter nach Lissabon und Southampton, wo er ebensowenig Aufnahme findet. Dann tritt er mit dem Dampfer wieder die Ausreise an, und überall wird der Kapitän versuchen, ihn loszuwerden, aber überall wird sich dasselbe Spiel wiederholen. So könnte Alberto Bessa gleich dem ewigen Juden zwischen Southampton und Buenos Aires hin- und herfahren bis an sein seliges oder unseliges Ende, wenn sich der englische Kapitän das gefallen ließe. Der aber hat nicht die geringste Lust, den unerbetenen Fahrgast bis an sein Lebensende durchzufüttern, und hat bereits erklärt, daß er Bessa in irgend einem brasilianischen Hafen loswerden wird, wenn nicht als Menschen, dann als Gepäck oder Frachtgut. Der Kapitän hat ganz Recht. Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß es unerhört und eines Rechtsstaates — der Brasilien doch sein will — unwürdig ist, auf die ausländischen Schifffahrtslinien Verpflichtungen abzuwälzen, die dem Staate zur Last fallen. Wenn die argentinischen Behörden Bessa nicht an Land lassen wollten, so war die Polizei von Rio verpflichtet, ihn bei der Rückkehr der „Avon“ wieder in Empfang zu nehmen. Sie mußte ihm dann eben wegen Kuppelei den Prozeß machen und ihn nach erfolgter Verurteilung einsperren. Das mag lästig sein, ist aber ihre Pflicht. Wenn die Polizei es so weiter treibt, so wird es bald dahin kommen, daß kein Dampfer mehr Ausgewiesene an Bord nimmt. Und das wäre sicherlich für die Polizei noch unangenehmer als die Prozessierung eines zurückgewiesenen Kaffens.

Erster Gottesdienst in der Kapelle der deutschen katholischen Gemeinde. Am Sonntag war zum ersten Male Gottesdienst in der provisorischen Kapelle der deutschen katholischen Gemeinde in der deutschen katholischen Schule von Fräulein Alice Caffier. Die Herren J. Pabst jr. und J. Brickweide hatten keine Mühe gescheut, um alle Vorbereitungen zum würdigen Gelingen zu treffen. Im Hafen liegt seit längerer Zeit das deutsche Kriegsschiff „Bremen“, und das Kommando war sofort in zuvorkommendster Weise bereit, die katholischen Mannschaften zum Gottesdienste abzukommandieren. Punkt 10 Uhr trafen 30 Matrosen in der Kapelle ein und gegen halb 11 Uhr war eine stattliche Anzahl von Familien vereinigt. Wir bemerkten unter anderen die Herren Hermany mit Gemahlin, Coronel Link aus Porto Alegre mit Familie, O. Schnapp, als Vertreter des Stadtprefekten Herrn

Mario Machado, die Tochter des Stadtpräfekten und andere hervorragende Gäste. Herr Lips da Cruz hatte es sich nicht nehmen lassen, die Kapelle aufs würdigste auszuschnücken. Der Raum war fast zu klein, um die große Zahl der Teilnehmer zu fassen.

Punkt halb 11 Uhr begann die heilige Messe, die der Jesuitenpater Karl Schäffler, Rektor des Jesuitenkollegs in Pelotas, las, der sich hier geschäftshalber aufhält, zwei Matrosen ministrierten dabei. Beim Evangelium richtete der hochw. Herr tiefempfundene Worte an die Anwesenden. Er hob die Bedeutung des Tages hervor und sprach den Wunsch aus, daß diejenigen, die heute der Gründung der katholischen Gemeinde in der bescheidenen Kapelle beiwohnten, nach Jahren eine schöne deutsche Kirche ihr Eigen nennen möchten.

Nach dem Gottesdienst wurden die Matrosen zu einem Frühstück eingeladen, das in der gemütlichsten Weise verlief. Es fehlte nicht an herzlichen Kundgebungen in zahlreichen Reden. Es wurde S. M. des Deutschen Kaisers, der deutschen Marine, des Papstes gedacht; patriotische Gesänge wechselten ab mit Vorträgen. Beim Abschied nach drei gemütlichen Stunden wurde allgemein der Wunsch nach einem baldigen Wiedersehen geäußert. Ganz gewiß verdienen alle, die zum Gelingen des schönen Festes beigetragen haben, uningeschränktes Lob. Es ist gut, daß die deutschen Katholiken hier sich vereinigen, es sind wenigstens 200 bis 300 katholische Familien deutscher Zunge hier, die bei eigenem Gottesdienst und deutscher Predigt sich in ihrem Glauben auffrischen und sich gelegentlich näher treten können. Die deutsche Gemeinde wird hoffentlich mit Beihilfe eines geistlichen Leiters ein blühender Mittelpunkt katholischen Lebens werden.

P.

Die Nachbewilligungen nehmen kein Ende. Im gestrigen Ministerat legte Herr Francisco Salles dem Bundespräsidenten eine Botschaft zur Unterzeichnung vor, durch die der Kongreß um die Bewilligung von 170 Contos zur Begleichung von Schulden aus dem Vorjahre gebeten wird. Das ist aber noch lange nicht die letzte Nachforderung für „alte Bären“.

Gerüchte. Mit großer Hartnäckigkeit geht wieder das Gerücht, daß nach dem 15. November der Marschall Hermès gut- oder böswillig die Bundespräsidentschaft niederlegen wird, um Herrn Wenceslão Braz Platz zu machen. Es heißt sogar, daß viele Familien aus diesem Grunde sich schon jetzt Wohnungen in Petropolis gesichert haben, denn sie wollen sich nicht der Gefahr aussetzen, während der Straßenkämpfe, die man befürchtet, in Rio zu weilen. Tatsächlich ist in diesem Jahre die Nachfrage nach Wohnungen in Petropolis viel zeitiger geworden als in anderen Jahren. Aber dafür gibt es auch eine andere Erklärung, die ungezwungener erscheint: die große Hitze, die in diesem „Winter“ herrschte und die einen sehr frühen und sehr heißen Sommer vermuten ließ. Immerhin ist die Lage so gespannt, daß an den Gerüchten sehr wohl etwas Wahres sein kann.

Die deutschen Blaujacken im Gesangsverein „Lyra“ in Rio de Janeiro. Wie immer, wenn deutsche Kriegsschiffe im Hafen von Rio liegen, nahm auch diesmal, bei Anwesenheit des deutschen Kreuzers „Bremen“, der Gesangsverein „Lyra“ Veranlassung, die Herren Offiziere und einen Teil der Mannschaft in sein Vereinslokal zu einem Familienabend einzuladen. Am Sonnabend, den 31. August, waren dieser Einladung der erste Offizier, eine Anzahl anderer Herren Offiziere und Mannschaften gefolgt, so daß ca. 60 Personen der Besatzung die „Lyra“ mit ihrem Besuche beehr-

ten. Der Präsident des Vereins, Herr Karl Schmidt, hieß die Gäste mit herzlichen Worten willkommen, erwähnte die freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen der Besatzung der „Bremen“ und den Mitgliedern der „Lyra“ schon lange bestehen, die zu erweitern und zu befestigen, jedenfalls auch der heutige Abend dienen werde, und schloß mit einem Hoch auf die Besatzung der „Bremen“. Herr Kapitanleutnant Betz dankte in liebenswürdiger Weise sowohl für die freundliche Einladung als auch für das herzliche Willkommen und brachte ein Hoch auf die „Lyra“ aus. Hierauf schilderte einer der Unteroffiziere mit beredten Worten, wie die „Lyra“ es so gut verstehe, bei ihren den deutschen Matrosen gewidmeten Festen dieselben mitten in die Heimat zu versetzen. Alle hier im trauten Freundeskreis verlebten schönen Stunden seien ihnen unvergeßlich, denn stets fühlten sie sich in der „Lyra“ wie zu Hause. Zum Schluß brachte der Redner ein Hoch auf S. M. den deutschen Kaiser aus. Bei dieser Gelegenheit hob sich der Vorhang der Bühne und zeigte in bengalischer Beleuchtung ein lebendes Bild. Zwei Matrosen hielten das lebensgroße Porträt Wilhelms II. und mehrere andere Matrosen standen, die Mützen schwenkend, zu beiden Seiten. Diese Darstellung wirkte sehr effektiv. Aus den an diesem Abend gehaltenen Vorträgen erwähnen wir die Gesänge des Männerchores und die von Frau Heußler, Frau Nüsch und Frau Hentschel gesungenen hübschen Lieder, die allgemein gefielen. Nach den Vorträgen begann der Ball, zu dem die deutsche Musik von Rio aufspielte. Ein Vergnügen war es zu sehen, wie die wackeren Blaujacken die Damen im Sturm nahmen und sie zum Tanz führten. Mauerblümchen gab es an diesem Abend nicht. Der belebte Ball wurde durch mehrere gut vorgelegene humoristische Deklamationen einiger Matrosen noch unterhaltender gemacht. Leider vergingen die angenehmen Stunden nur zu schnell, denn schon um zwei Uhr mußten die Mannschaften wieder aufbrechen, um nach ihrem Schiff zurückzukehren; nur einige der Herren Offiziere konnten zurückbleiben, um dem Feste bis zu Ende beizuwohnen. Dieses Fest hat sowohl den Eingeladenen als auch den Einladenden großes Vergnügen bereitet und die Freundschaft zwischen den Mitgliedern der „Lyra“ und der Besatzung der „Bremen“ jedenfalls noch inniger geknüpft. Alle Teilnehmer werden sich noch lange mit großem Vergnügen an den so angenehm verlebten Familienabend erinnern. U.

Die Kakao-Kultur in Brasilien nimmt einen erfreulichen Aufschwung. Der Kakaobaum ist im nördlichen Brasilien einheimisch und den Eingeborenen war der Genuß einer „Tasse Schokolade“ zur Zeit der Entdeckung nicht unbekannt, allerdings die Art der Zubereitung dürfte dem europäischen Geschmack nicht entsprochen haben. Schon im Jahre 1827 exportierte Brasilien nahezu 2 Millionen Kilogramm Kakaobohnen. In den folgenden Jahren bis 1835 wurde diese Ziffer jedoch nicht wieder erreicht, so wurden z. B. im Jahre 1830 nur 654.347 Kilogramm ausgeführt. Im Jahre 1884-85 war die Exportziffer auf 4.515.223 Kilogramm gestiegen, zwar traten in den beiden folgenden Jahren und auch später wiederholt Rückschläge ein, aber im allgemeinen nahm die Produktion seitdem ständig zu. Im Jahre 1901 kamen 15.652.092 Kilogramm zur Verladung, und seit 1906, wo 25.135.307 Kilo exportiert wurden, steht Brasilien unter den Kakao produzierenden Ländern an erster Stelle. Das Jahr 1909 war mit 33.818.000 Kilo ein Rekordjahr bezüglich des Quantums, aber leider nicht bezüglich des Wertes, denn diese große Ernte ergab nur 25.519:000\$, während 1907 mit nur 24.397.249 Kilo



32.043:979\$ ergeben hatte. Infolge der schlechten Preise trat 1910 ein Rückgang ein, die Ausfuhr belief sich auf 29.167.519 Kilo im Werte von 22.334:659\$. Das Jahr 1911 hat alle seine Vorgänger überflügelt, die Ausfuhr betrug 34.994.000 Kilo im Werte von 25.668:000\$. Die Preise sind, wie sich aus diesen Zahlen ergibt, noch weiter zurückgegangen und andauernd gedrückt, so hat im laufenden Jahre der Export wieder abgenommen. Infolge der Anregung und der Unterstützung des Bundesministeriums für Landwirtschaft gestaltet sich der Anbau immer rationeller und der Transport wird verbilligt und beschleunigt. Es ist daher zu erwarten, daß es gelingt, den Kakao-Aubau ohne künstliche Mittel lohnend zu erhalten und auszudehnen.

Pinheiro Machado und Pará. Wir äußerten neulich die Vermutung, daß der General Pinheiro Machado aus Rücksicht auf die nächste Präsidentschaftswahl stark an den Vorgängen in Pará interessiert sei. Diese Vermutung wird durch die „Noticia“ bestätigt, die folgendes schreibt: „Herr Pinheiro Machado ist, wie alle wissen, ein intimer Freund des Herrn Arthur Lemos, der ihm mit der gleichen Münze zahlt und überaus eifrig im Dienste des Senats-Vizepräsidenten ist. Aber jedermann weiß auch, daß Herr Pinheiro Machado seine besten Freunde bei Seite schiebt, wenn es im Interesse seiner eigennützigsten Politik liegt. Das haben wir erst kürzlich am Beispiel des Herrn Severino Vieira gesehen, eines Busenfreundes des Gauchogenerals, der mit dessen voller Zustimmung geopfert wurde. Diese Fälle gibt es viele, und der nächste wird vielleicht der des Herrn Rivadavia Corrêa sein. Herr Pinheiro handelt also in Pará nicht aus Freundschaft für Herrn Arthur Lemos, sondern weil es für ihn eine Frage von Sein und Nichtsein ist. Er ist sogar mehr interessiert, als die Brüder Lemos selbst. Warum? Ganz einfach. Die Zeit der Kandidaten-Aufstellung für die nächste Präsidentschaft naht heran. Herr Pinheiro Machado wird selbst kandidieren oder wird an die Stelle der gegenwärtigen Marionette eine andere setzen wollen. Dazu bedarf er aber der Unterstützung durch die Staatsregierungen. Im Norden kann er weder mit Herrn Bittencourt, noch mit Herrn Dantas Barreto, noch mit Herrn Siqueira de Menezes, noch mit Herrn Clodoaldo, noch mit Herrn Seabra rechnen. Wenn sich diesen nun noch Herr Lauro Sodré zugesellt oder jemand, der dessen Politik in Pará vertritt, so hat Herr Pinheiro die Bundespräsidentschaft unwiderruflich verspielt, denn weder S. Paulo, noch Minas wird mit ihm gehen, besonders nicht, wenn er den Norden nicht auf seiner Seite hat. Daher sein Interesse an Pará. Nun raunt man sich zu, daß die Familie Hermes den Gauchogeneral verabscheut und ihn zu Falle bringen möchte. Man erzählt sich ferner, daß auch im militärischen Gefolge des Präsidenten Herr Pinheiro nicht gern gesehen ist. Verhält es sich so, dann ist Herr Pinheiro dem Sturze ausgesetzt. Der Marschall braucht nur die Absicht, Truppen nach Pará zu schicken, aufzugeben, und Herr Pinheiro erlebt die größte Enttäuschung, eine Enttäuschung, die er obendrein verheimlichen muß, da er immer den Selbstlosen spielt.“

Eine Geschichte von Südamerika soll in 15 Bänden publiziert werden. In Paris hat eine Gruppe von Gelehrten diese zeitgemäße Idee ergriffen, woran sich u. a. der Sorbonne-Professor Seignobes und der argentinische Gesandte Larroca beteiligen. Der erste Band soll bereits nach eineinhalb Jahren erscheinen können. Von Brasilien ist Oliveira Lima zur Mitarbeit eingeladen.

Kaffeepropaganda in der Schweiz. In Lausanne haben 12 Geschäftsleute auf dem Markte und in der Kunstaussstellung die Verteilung von Bra-

sil-Kaffee organisiert. Ueber zweitausend Tassen Kaffee und Mate wurden gratis verabfolgt. Gleichzeitig wurden Bestellungen auf über 2000 Kilo Mate aufgenommen. Die Firma Krayer und Ramsberger in Bahia hat den Verkauf brasilianischer Produkte übernommen und von Nummer 8 des Boletino de Propaganda do Brasil eine Auflage von 2000 Exemplaren verteilt.

Das Manifest der bewaffneten Macht. Der „Correio da Manhã“ veröffentlichte gestern ein angeblich von Offizieren erlassenes Manifest, in dem Militär und Marine aufgefordert werden, das Land von der politischen Herrschaft des Herrn Pinheiro Machado zu befreien. Der Aufruf zeigt, wie weit die Disziplinlosigkeit fortgeschritten ist, seit die bewaffnete Macht sich in die Politik mischt, selbst wenn er apokryph sein sollte — was sehr leicht möglich ist. Denn selbst in diesem Falle beweist der Versuch, Heer und Marine auf eine solche Weise zur Aktion zu treiben, daß man dem Militär heute alles zutrauen kann. Die Aktion, die der Generalstabschef General Faria und einige andere Offiziere zur Regeneration des militärischen Geistes in Heer und Flotte unternahmen, hat nicht den Erfolg gehabt, den man ihr wünschen mußte. Das zeigt mit erschreckender Deutlichkeit das Verhalten der nach Belém do Pará entsandten Truppenteile, die bei der Landung Hochrufe auf Dr. Lauro Sodré ausbrachten, obwohl sie angeblich zu unparteiischer Aufrechterhaltung der Ordnung und zum Schutze der an Leben und Eigentum bedrohten politischen Gegner des Herrn Sodré entsandt worden sind. Wie die Dinge sich entwickeln, treiben wir einer gewaltsamen Lösung zu, entweder dem Sturze des Marschalls Hermes oder einer Militärdiktatur. Die Militärdiktatur wäre sogar die wünschenswertere Lösung, wenn der Diktator ein wirklicher Mann wäre und nicht die „Klapptür“ Hermes da Fonseca. Die lange Blüteperiode Mexikos unter dem General Porfirio Diaz und das Chaos, das seit seinem Sturze in jenem Lande herrscht, zeigt zur Genüge, wie wohlthätig für den unruhigen und zügellosen Sinn der Hero-Amerikaner die Lenkung durch eine starke Hand ist. Wenn aber der Diktator Hermes da Fonseca heißt, so können wir nur eine Neuaufgabe dessen erleben, was wir unter seinem Onkel Deodoro durchmachen mußten.

Jubiläum der Deutschen Schule. Die Schule des Deutschen Hilfsvereins beging am Sonnabend durch ein deutsches Fest im Zoologischen Garten die Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens. Das Fest war vom Wetter begünstigt, indem nach all dem Regen und der Kälte der letzten Zeit citel Wärme und Sonnenschein herrschte. Dementsprechend war auch die Zahl der Besucher sehr groß, sodaß die Feier zu einem rechten Volks- und Familienfeste wurde, ganz wie die Vereinsleitung es sich gedacht hatte. Um 1/210 Uhr fuhren die Schulkinder in Begleitung ihrer Lehrer und zum Teil auch ihrer Familienangehörigen mit Sonderwagen der Light and Power von der Schule nach dem Zoologischen Garten ab, wo sich nach und nach auch die übrigen Festteilnehmer einfanden. Punkt 1/211 Uhr begann der offizielle Teil des Programms in dem im Garten befindlichen Theater. Eingeleitet wurde er durch Chorgesang der Schüler und einen auf das Fest bezüglichen Prolog, den Herr Lehrer A. Gibsons verfaßt hatte. Darauf hielt der stellvertretende Direktor, Herr Pastor Höpffner, die Festrede. Er gab in kurzen Zügen einen Rückblick über die Entwicklung der Schule seit ihrer Gründung im Jahre 1862 und schloß mit einem Ausblick auf die Zukunft und mit einem Hoch auf Deutschland. Der Schülerchor sang „Deutschland, Deutschland über alles“ (nota bene:

mit den vom bayrischen Kultusministerium verpönten Worten von den deutschen Frauen und dem deutschen Wein). Alsdann hielt der Lehrer des Portugiesischen eine kurze Ansprache, in der er ausführte, daß die Liebe zu Deutschland die Liebe zu Brasilien nicht ausschließt und daß wir der neuen Heimat Dank schulden. Dem Hoch auf Brasilien, das er ausbrachte, folgte, wieder vom Schülerehor gesungen, das „Sabes tu, que é a terra.“ Den Abschluß des offiziellen Teils bildeten Reigen der Mädchen und Stabübungen der Damen. Beide waren sorgfältig einstudiert und wurden exakt ausgeführt, besonders der Mädchenreigen erntete lebhaften Beifall. Später vergnügten sich die Kinder bei Wett- und Unterhaltungsspielen, bei Fußball u. s. w. Auch ein Preisschießen fand statt, und es war dafür gesorgt, daß auch für die Erwachsenen Preise zur Verfügung standen. Da auch der Erfrischungsdienst ausgezeichnet funktionierte, so litt der Leib keinen Mangel, bei der großen Hitze der ersten Nachmittagsstunden ein wichtiger Punkt. Kurz, die Vereins- und die Schulleitung hatte mit großer Umsicht alles so organisiert, daß es tadellos klappte und daß das Fest ohne die geringste Störung verlief. Ihnen gebührt daher seitens aller Festteilnehmer aufrichtiger Dank. Möge das sechzigste Jubelfest der Schule ebenso wohlgelingen, wie das fünfzigste, das ist unser Wunsch.

Cassiano do Nascimento †. Am Montag morgen verstarb in der Bundeshauptstadt unerwartet schnell der Senator für Rio Grande do Sul Dr. Cassiano do Nascimento. Er hatte noch am 6. ds. dem Balle im Cattete-Palast beigewohnt, fühlte sich aber seitdem etwas unwohl und blieb deshalb den Festlichkeiten des Unabhängigkeitstages fern. Auch am Sonntag blieb er zu Hause und ging am Abend früh schlafen. Montag morgen etwa um vier Uhr wurde seine Gemahlin wach und hörte ihn röcheln. Sie eilte zu seinem Bett und sah, daß er im Todeskampf lag. Sofort wurde der Hausarzt Dr. Augusto Brandão gerufen, aber der konnte nur noch den eingetretenen Tod feststellen. Alexandre Cassiano do Nascimento war in Pelotas, Rio Grande do Sul, Ende der fünfziger Jahre geboren. Er studierte in São Paulo die Rechte und gehörte zu der kleinen Gruppe von Studenten, die hier ein republikanisches Blatt ausgab. Im Jahre 1880 machte er seine Examen und kehrte nach seinem Heimatsstaat zurück, wo er sich der Advokatur widmete und neben Julio de Castilhos, Assis Brasil und anderen an der republikanischen Propaganda beteiligte. Nach der Erklärung der Republik spielte er in Rio Grande do Sul eine hervorragende Rolle und wurde von jenen Staate in die Constituante geschickt. Nachher wurde er Bundesdeputierter und unter Floriano Peixote wurde er Minister des Innern. Die anderen Minister hielten neben dem eisernen Marschall nicht aus und legten einer nach dem anderen ihre Aemter nieder und schließlich hatte Cassiano do Nascimento vier Portefeuilles. Als Floriano ihm das Ministerium der Finanzen anbot, lehnte er ab mit der Begründung, daß er erstens von den Finanzen nichts verstehe und zweitens schon mit den anderen Ministerien viel zu tun habe und da sprach der Marschall das bekannte Wort: „Die Minister haben alle nichts zu tun, sie brauchen alle nichts zu verstehen; du brauchst nur da zu sein. Wer regiert, bin ich, und ich verstehe auch nur zu wollen.“ Die innigste Freundschaft verband die beiden Männer, aber Cassiano do Nascimento vermochte auf Floriano doch keinen Einfluß auszuüben. Er folgte dem Marschall, leitete ihn aber in keiner Weise, und das wäre auch wohl keinem anderen gelungen, denn Floriano war wirklich ein eiserner Mann, der auch auf seine Freunde nicht

hörte. Nach der Regierungsübernahme Prudente de Moraes ging Cassiano do Nascimento, der wieder in die Bundeskammer eingezogen war, zur Opposition über. Er gehörte zu den Leuten Manoel Victorinos, bei der Novemberverschwörung hat er sich aber nicht hervorragend beteiligt. Unter der Regierung Rodrigues Alves' war er Leader der Kammermajorität (nicht unter Prudente de Moraes wie der „Estado“ sagt) und füllte diesen schwierigen Platz sehr gut aus. Nachdem er die Wortführung der Majorität an Dr. James Darcy abgetreten hatte, blieb Cassiano do Nascimento mehr in Zurückgezogenheit und ergriff höchst selten das Wort. Nach dem Austritt Dr. Ramiro Fortes de Barcellos' wurde er in dem Senat gewählt und er war der Senator für Rio Grande do Sul, dessen Mandat 1911 ablief; er wurde aber wiedergewählt. Das letzte mal trat Cassiano do Nascimento mit einer Rede über die Verschwendung durch die unberechtigten Pensionierungen hervor. Cassiano do Nascimento war ein ruhiger solider Charakter, der sich nirgendwo hervordrängte, der aber den ihm zugewiesenen Platz gut ausfüllte. Für die Riograndenser Regierungspartei und den Senat bedeutet sein Tod einen herben Verlust. Cassiano do Nascimento hinterläßt seine Witwe und seine vier Kinder in geordneten Vermögensverhältnissen.

Brasilien-Argentinien. Dem großen Feste, das der Bundespräsident am vorigen Freitag zu Ehren des argentinischen Gesandten, Expräsidenten General Julio Roca, veranstaltete, ist der brasilianische Gesandte in Buenos Aires, Expräsident Dr. Campos Salles, der bekanntlich seit Monaten in Brasilien weilte, ferngeblieben. Er hatte zwar sein Erscheinen zugesagt, telegraphierte dann aber in letzter Stunde von São Paulo aus, daß er unpaßlich sei und nicht erscheinen könne. Diese Unpaßlichkeit braucht durchaus nicht diplomatischer Natur zu sein, denn das Wetter in São Paulo ist augenblicklich ganz danach angetan, einen Herrn vom Alter des Dr. Campos Salles krank zu machen. Das Unangenehme aber ist, daß niemand an die Erkrankung und ihren Ernst glauben will, sondern daß allgemein angenommen wird, Dr. Campos Salles habe nur einen Vorwand gesucht. Nach allem, was voranging, ist diese Annahme begreiflich. Noch immer weiß man nicht, warum Dr. Campos Salles so plötzlich Buenos Aires verließ, warum er nicht dorthin zurückkehren wird, warum er dem General Roca so sorgsam aus dem Wege geht. Es muß etwas geschehen sein, worüber Stillschweigen bewahrt wird (ausnahmsweise!). Entweder konnte Dr. Campos Salles in Buenos Aires das nicht erreichen, was ihm aufgetragen worden war — dann wäre aber das Verbleiben des Generals Roca in Rio nicht erklärlich — oder aber zwischen seinen Absichten und denen unseres Ministers des Aeußern haben sich Differenzen ergeben, die ihm die Mission verleideten. Das sind die beiden nächstliegenden Möglichkeiten, die aber nicht genügen, um das Verhalten des Dr. Campos Salles gegenüber dem General Roca verständlich zu machen. Uebrigens wird der General uns nun auch bald verlassen. Sein Nachfolger wird schon mit Bestimmtheit genannt. Wenn Herr Roca sein Abberufungsschreiben überreicht, dann wird es Zeit sein, zu fragen, was denn eigentlich bei dem ganzen Verbrüderungsrummel, zu dem man zwei Expräsidenten in Bewegung setzte, an tatsächlichen Ergebnissen erreicht worden ist.

Der Akkord in Pará wirft wieder ein grelles Schlaglicht auf unsere Politiker. Dagegen, daß das Blutvergießen nicht fortgesetzt wird, ist ganz gewiß ebenso wenig etwas einzuwenden, wie gegen die Aufstellung der Kandidatur des Unterstaatssekretärs im Ministerium des Aeußern, Dr. Enéas

Martins, für die Präsidentschaft des großen Nordstaates. Aber der Akkord an sich und seine Bedingungen beweisen von neuem, daß unsere Politiker keine Grundsätze haben, sondern nach den niedrigsten persönlichen Motiven handeln. Der Akkord, zu dem sich Dr. Lauro Sodré verstand, bedeutet wieder einen Sieg Pinheiro Machados. Der Gauchogeneral hält es in Pará mit den Lemos, also mit den erbitterten Feinden Lauro Sodrés, mit dem er infolgedessen natürlich auf gespanntem Fuße steht. Trotzdem hat sich Lauro Sodré dem Willen Pinheiro Machados gebeugt oder wenigstens die Gelegenheit versäumt, einen Sieg über den Oberdrahtzieher der konservativ-republikanischen „Partei“ davonzutragen. Er hätte seinen Heimatstaat für immer von der dem Volke bitter verhaßten Olygarchie der Lemos befreien können, wenn er Testgeliebter wäre. Statt dessen ließ er sich von dem alten Macchiavellisten aus Rio Grande do Sul über den Löffel barbieren und stellte den Lemisten ein Drittel der Sitze im Senat und Kammer des Staatskongresses zur Verfügung, ihnen auf diese Weise ein Zentrum für die Neuorganisation lassend. Dem gegenüber will es auch nichts besagen, daß der Senator Lemos sein Mandat niederlegte und, zum zweiten Male in kurzer Zeit, vor der Volkswut nach Europa flüchtete. Hätte Lauro Sodré Charakter, Energie und politischen Scharfblick, so wäre er den Akkord nicht eingegangen. Dabei hätte er nicht einmal die Intervention des Bundesmilitärs riskiert, denn die Herrschaften in Rio hätten sich schwer gehütet, die Truppen gegen ihn zu dirigieren, die un-

ter dem Rufe „Viva Lauro Sodré“ gelandet waren. Aber vielleicht ist es besser so, als wenn der gesamte Norden einen Block gegen Pinheiro Machado bildete, denn dieser Block würde sich notwendig gegen den Süden überhaupt richten.

Preß Jubiläum. Der 10. September ist ein wichtiger Tag in der Geschichte der brasilischen Presse. Am 10. September 1808 erschien die erste Nummer der ersten brasilischen Zeitung, der „Gazeta do Rio de Janeiro“. Das Blatt erschien zweimal wöchentlich unter der Leitung eines Mönchs, des Frei Ti-burgio José da Rocha. In dem Programmartikel, der die erste Nummer einleitete, heißt es: „Die Gazeta do Rio de Janeiro wird im Format und nach dem Vorbild der Gazeta de Lisboa erscheinen. Sie wird enthalten die Akte und Entscheidungen der Regierung, Artikel über die Geburtstage der königlichen Familie, Notizen über die Hoffeste, Oden und Lobreden zu Ehren der königlichen Familie usw.“ Das war nicht gerade viel und zeigt, wie genügsam man in der Kolonialzeit war. Bald jedoch trat die brasilische Presse aus ihrer Zurückhaltung heraus und spielte eine bedeutende Rolle in den politischen Kämpfen zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Der Hang zur Lobhudelei freilich ist ihr geblieben bis auf den heutigen Tag, mit dem Unterschied, daß nicht mehr Königen und Prinzessinnen geschmeichelt wird, sondern dem „galante menino Mario“ oder der „interessante filhinha do guarda nocturno Pedro de Silva“. Und es ist alle Aussicht vorhanden, daß die brasilische Presse im Schmeicheln mit der Zeit noch auf den Hund kommen wird.

Casa Edison.

S. PAULO

AVIS.

2747

Nachdem wir uns entschlossen hatten, neuerdings eine

Spielwaren-Abteilung

unsern Geschäfte anzugliedern, beehren wir uns heute, unsern Freunden und Kunden mitzuteilen, dass wir soeben eine Mustersendung von vielen tausenden verschiedenen und allernmodernsten Spielsachen erhalten haben, welche wir nunmehr ausstellen und zu konkurrenzlosen Preisen zum Verkauf bringen.

Phonolas - Trichterlose Sprech- u. Musikapparate

∴ von 65\$000 aufwärts ∴

Neues Platten - Repertoire soeben angekommen.

Besuchen Sie bitte unser neues Haus.

Kein Kaufzwang

Rua 15 de Novembro No. 55.

Unterhaltungsecke.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Auflösung des Rätsels:
Reittier.

Auflösung der Ergänzungs-Aufgabe:
Fett-Fleck Er-Ich Rat-Schlag Inn-Fluß Er-Satz
Nichts-Nutz Strick-Strumpf Ort-Scheit Nu-Bier
Druck-Knopf Ei-Gelb Roß-Schweif Zelt-Dach Ur-
Wahl Glas-Tür.
Feriesonderzug.

Auflösung der Skat-Aufgabe:

E hatte e D, e 10, g D, g 8, g 7, s K, s O, s 9,
s 8, s 7.

F hatte s W, e O, g 10, g K, g O, g 9, r 10, r K,
r O, r 9.

Verlauf:

I.

- | | |
|---------------------------|---------------------------|
| 1. s K, e O, s 10 (— 17). | 6. g 10, e 8, g 8. |
| 2. g K, e K, g 7. | 7. s D, s 7, r 9. |
| 3. g W, e D, s W. | 8. e 9, s 8, g O. |
| 4. e W, e 10, g 9. | 9. r D, s 9, r O. |
| 5. r 7, g D, r 10 (— 38). | 10. r 8, s O, r K (— 45). |

II.

- | | |
|----------------------------|--------------------------|
| 1. r K, r D, e D (— 26). | 4. s O, s W, s D (— 79). |
| 2. s K, e O, s 10 (— 43). | 5. r O, r 8, g D (— 93). |
| 3. r 10, r 7, e 10 (— 63). | |

Auflösung des Bilder-Rätsels:

Was nicht zu vermeiden,
Soll man standhaft leiden.

Neue Aufgaben.

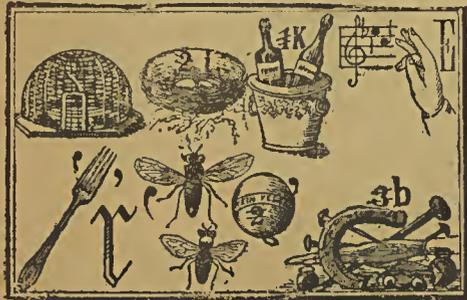
Verbindungs-Rätsel.

Aus den Silben: ba bant berg bra da din el el
en er ga il king lenj na nan nan ni se sen bilde
bilde man neun Wörter mit folgenden Bedeutungen:
1. Männlicher Vorname. 2. Weiblicher Vorname.
3. Nordpolfahrer. 4. Hauptstadt eines europäischen
Landes. 5. Fließchen im Harz. 6. Schweizer Land-
schaft. 7. Belgische Provinz. 8. Italienische Insel.
9. Chinesische Stadt. Die Anfangs- und Endbuch-
staben der gefundenen Wörter, beide von oben nach
unten gelesen, ergeben zusammen den Anfang eines
Lides.

Homonym.

Nicht bin ich's,
Doch hab' ich's
In doppelter Zahl.
Nun ratet einmal.

Bilder-Rätsel.



Anagramm.

Aus Masche, Pore, Joram, Malerin, Pike, Lager,
Torf, Mieter, Preetz, Lodi Reim, Schein bilde man

durch Buchstabenumstellung lauter Fremdwörter,
deren Anfangsbuchstaben eine für Lehrer und Schüler
angenehme Zeit ergeben.

Fragment-Aufgabe.

A—a P—d U—e R—h G—r A—m O—r L—t I—m
S—d I—n E—g.

Die vorstehenden Wortfragmente sollen durch Hin-
zufügung je eines Buchstaben in der Mitte zu Worten
umgestaltet werden. Aneinandergereiht ergeben diese
Buchstaben einen Wunsch für unsere Leser für die
Urlaubszeit.

Scherz-Vexier-Bild.



Wo ist der Besitzer des Häuschens?

Humoristisches.

Heiratsvermittlung. „Aron, ich weiß für
Dich ä Partie; bevor ich aber sie Dir rekommandir',
möcht' ich wissen, was für Vorzüg' das Mäd-
sel besitzen muß.“ — „Das erste: scheen muß se sein.“ —
„Und dann?“ — „Fesch und musikalisch muß se
sein.“ — „Sonst nix?“ — „Wie heißt, sonst nix —
reich muß se sein.“ — „Denn is se meschugge, wenn
so Dich heirat'.“ — „Meschugge derf se sein.“

Auf Besuch. Tante: „Nun, Karlchen, hat es
Dir bei mir geschmeckt?“ — Karlchen: „Ach ja,
Tante, manchmal ist's bei uns auch nicht besser —
aber mehr gibt's immer!“

Briefkasten der Redaktion.

L. K. in Santos. Eingesandtes wird verwendet.
Besten Dank und Gruß.

A. St.-M. In neuerer Zeit wendet man mit Er-
folg Zitronenkuren an. Ein Versuch Ihrerseits dürfte
wohl angebracht sein.

Albert M. Unter Bureaokratismus versteht man
ein verknöchertes Beamtentum, das sich nur streng
und steif an das Schema hält, sich um das Leben
und die augenblicklichen Verhältnisse nicht küm-
mert, für das nur das Wort gilt: „Quod non est in
actis, non est in mundo!“ D. h.: „Was nicht in
meinen Akten steht, nicht in mein Schema paßt,
das gibt es auch nicht, damit brauche ich nicht zu
rechnen.“

E. F. Altona. Unser Agent für den Süden ist
Herr Eugen Currlin. Blumenau.

H. K. Espirito Santo. Selbstverständlich
nehmen wir auch Abommenten für ein Vierteljahr an.
Die Probenummer ist Ihnen zugegangen.

F. B. in R. Die Cholera herrschte in Hambur 1892.
In der Zeit vom 2. August bis Ende Oktober er-
krankten daran zirka 17.000 Personen, von denen
8605 starben.

Zur Lage im Staate Santa Catharina.

Eine Finanzwirtschaft im Zeichen des Ueber-
schusses. — Bauten, Eisenbahnen und Hilf-aktion ge-
gen die Ueberschwemmung. — Landwirtschaft und
Industrie. — Der Export und seine Waren. — Ein-
wanderung und Kolonien. — Schulen u. Schulreform.
— Landwirtschaftliche Wanderlehrer.

Der Governador Vidal Ramos hat dem Staatskon-
greß in seiner Botschaft über das zweite Jahr sei-
ner Amtsführung sehr eingehend Bericht erstattet,
so daß man darin die nötigen Angaben findet, um
die gegenwärtige Lage unseres Nachbarstaates zu
echarakterisieren.

Daß der Staat Santa Catharina sich gegenwär-
tig in, wenn auch keineswegs glänzenden, so aber
befriedigend normalen Verhältnissen befindet, zeigt
schon der Stand seiner Staatsfinanzen. Das Jahr
1911 schloß bei 2.480:584\$ Einnahmen und . .
2.452:730\$ Ausgaben mit einem Uebersehuß von
27:854\$. Die Einnahmen waren gegenüber dem Vor-
jahre um 517:160\$ gestiegen; sie setzten sich in
der Hauptsache aus folgenden Posten zusammen:
Exportsteuer mit 690:091\$, Industrie- und Gewerbe-
steuer mit 372:096\$, Kapitalsteuer mit 267:875\$,
Eigentumübertragungssteuer mit 111:085\$, Kolonial-
schuld und Landverkauf mit 176:091\$, Stempelab-
gabe mit 115:388\$, Erlaubnis für den Verkauf gei-
stiger Getränke mit 89:182\$, Verpachtung der Was-
serversorgung und des elektrischen Kraftwerkes der
Hauptstadt mit 168:000\$.

An rückständigen Steuern hat die Staatskasse
noch 297:325\$ zugute, außerdem noch einen be-
deutenden Betrag auf die verkauften Ländereien.
Die gesamte Staatsschuld beträgt 5.799:233\$, davon
entfallen 3.679:265\$ auf zwei in London aufgenom-
mene Anleihen und 2.119:968\$ auf die innere Schuld,
von welcher letzterer in 1911 bereits 108:976\$ am-
ortisiert worden sind. Man sieht also, daß der Staat
Santa Catharina nicht zu den „notleidenden“ Staa-
ten gehört, sondern in geregelten finanziellen Ver-
hältnissen lebt.

Im Verhältnis zu den disponiblen Mitteln wurde
in öffentlichen-Bauten viel geleistet. So wurde die
Salto-Brücke über den Itajahy in Blumenau, die
erste Brücke im Staate, die schon in 1896 begon-
nen wurde, im Oberbau an die Firma Moellmann
vergeben, wofür noch 97:119\$ erforderlich sind. In
der Hauptstadt ist die Kanalisation der Firma Whyte
Ferreira u. Co. übergeben. Im ersten Semester 1912
sind für öffentliche Bauten 471:653\$ verausgabt
worden, abgesehen von den Hochwasserbauten, die
eine eigene Rechnungsführung haben und die be-
reits 832:410\$ erforderten und für die noch 629:894\$
disponibel sind. Die Ueberschwemmungen, welche
den Staat schwer heimsuchten, werden in eigenem
Abschnitt erwähnt und bezüglich der Hilfsaktion ge-
sagt:

„Das Munizip Blumenau erhielt, außer der ihm
von der Zentralkommission überwiesenen Summe,
noch andere bedeutende Gaben von verschiedenen
Punkten unseres Landes und Deutschlands, wel-
ches letztere sich der großmütigen Bewegung zu-
gunsten der Opfer der Ueberschwemmung anschlies-
sen wollte. Das wird unzweifelhaft dazu beitragen,
das Band der Sympathie, das uns mit der großen,
befreundeten Nation verbindet, noch enger zu
knüpfen.“

An privaten Hilfsgeldern sind bei der Zentral-
kommission in Florianopolis im ganzen 203:156\$800
eingegangen. Der bei weitem größte Teil dieser
Summe, nämlich 169:070\$800, war in São Paulo
aufgebracht worden. Davon erhielten: Blumenau
88:000\$, Itajahy 51:555\$, Joinville 24:600\$, Brus-

que 8:000\$, Paraty 6:000\$, Tijucas 5:091\$ und
sechs andere Munizipien Beträge unter 5 Contos.
7:394\$480 wurden für Anschaffung von Sämereien
ausgegeben und 584\$940 für Telegramme Veröf-
fentlichungen, Frachten usw.“

Ein umfangreicher Abschnitt der Botschaft ist den
Eisenbahnen, hauptsächlich der geplanten Estreito-
Lages-Bahn, gewidmet, auf deren Bau die Regie-
rung mit Beharrlichkeit besteht. Von der São Fran-
cisco-Iguassú-Bahn ist bisher die Teilstrecke São
Francisco-Hansa in Betrieb genommen, die im ver-
gangenen Jahre eine Einnahme von 200:117\$ hatte,
welder eine Ausgabe von 259:162\$ gegenüber-
stand. Bis zum März nächsten Jahres soll die Li-
nie in Rio Negro Anschluß an das Bahnnetz von
Paraná erhalten. Die Theresa-Christina-Bahn hatte
1911 eine Einnahme von 186:139\$ und eine Aus-
gabe von 316:211\$. Das Defizit betrug demnach
146:820\$, rund 14 Contos weniger als im Vorjahre.
Der Uebergang der Santa Catharina-Eisenbahn an
den Bund, und der geplante Weiterbau bis zur ar-
gentinischen Grenze erfüllt den Governador mit Ge-
nugtuung, und er gibt die Hauptbestimmungen des
Kontraktes in der Botschaft wieder. Für die Estreito-
Lages-Bahn hat die Staatsregierung vergebens eine
Bundesunterstützung von 15 Contos auf den Kilo-
meter zu erreichen gesucht. Da dies nicht gelang,
wurde der provisorische Kontrakt mit der Firma
Louis Dreyfus u. Co. in Paris hinfällig. Es sind
indessen neue Studien gemacht, um dort eine billi-
gere Dampfbahn zu erstellen.

In den drei Häfen Florianopolis, Laguna und Ita-
jahy werden Verbesserungsarbeiten ausgeführt.

Zur Unterstützung der Landwirtschaft hat die
Regierung in den am meisten von der sogenannten
Viehpest heimgesuchten Munizipien 400 Arbeitsoch-
sen verteilen lassen, wozu sie der Kongreß durch
ein Gesetz ermächtigt hätte. Zur Hebung der Ba-
nanenkultur hat der Staat Prämien ausgesetzt, von
denen sich die Botschaft eine Vermehrung des Ex-
ports verspricht. Dieser betrug 1911 785.560 Bün-
del, nachdem er in den Jahren 1906 und 1908 be-
reits auf mehr als eine Million Bündel gestiegen
war. Die Obstkultur hat auf dem Hoehlande Fort-
schritte gemacht, nur fehlt es aus Mangel an Eisen-
bahnen an Absatzgelegenheit. In Itajahy und Join-
ville sollen von Bundes wegen Versuchsfelder an-
gelegt werden, in Tubarão wird eine Ackerbauschule
errichtet, in Lages eine Viehzuchtstation. Die Aus-
beute an Holz verspricht sich zu vermehren. Wir
haben außer einer stattlichen Anzahl von Schneide-
mühlen auch ein großes Sägewerk am Ufer des
Rio Negro in Tres Barras, das von der Southern
Brazil Lumber-Compagnie betrieben wird. Dieses
Werk liefert täglich 1041 Dutzend Bretter von 4
Meter Länge.

Einer der gewinnbringendsten Industriezweige im
Staate ist die Matefabrikation. Es wurden 1911
5.850.119 Kilo Mate ausgeführt gegen 5.761.805 im
Jahre 1910 und 6.562.100 im Jahre 1909. Die Sei-
denkultur entwickelt sich in den italienischen Kolo-
nien, hauptsächlich in Nova Trento. Eine gute Ent-
wicklung verspricht die bedeutende Papierfabrik,
die kürzlich in Itajahy in Betrieb gesetzt worden
ist. Außer der Weberei des Herrn Renaux in Brus-
que erwähnt die Botschaft auch die Wirkerei der Ge-
brüder Hering in Blumenau, die demnächst eine er-
hebliche Vergrößerung erfahren wird.

In den letzten 10 Jahren wies die Produktaus-
fuhr verschiedene Schwankungen auf. Von . . .
7.274:212\$ in 1902 ging sie bis 1905 auf 5.449:880\$
zurück; dann hob sie sich in 1907 und 1908 bis
10.753:364\$ resp. 10.354:308\$ und stellte sich in
1911 wieder auf 8.159:552\$.

Die Hauptausfuhrprodukte in 1911 waren: Mate 5.850.119 Kilo für 1.287:784\$; Schmalz und Schweinefleisch 1.663.469 Kilo für 1.253:563\$; Butter 602.569 Kilo für 996:825\$; Holz 350.266 Dutzend Bretter für 668:856\$; Kaffee 947.548 Kilo für 520:095\$; Nägel 1.367.490 Kilo für 461:169\$; gestampfter Reis 1.514.170 Kilo für 411:801\$; Mandjokmehl 3.461.471 Kilo für 319:241\$; Bohnen 1.891.400 Kilo für 301:403\$; getrocknete Häute 241.845 Kilo für 270:067\$; Bananen 785.560 Bündel für 188:160\$; Sohlenleder 118.234 Kilo für 177:485\$; Tabak 362.835 Kilo für 152:300\$; Arrowrootmehl 678.488 Kilo für 82:296\$; Zucker 935.620 Kilo für 75:944\$. Erhöht haben sich gegen das Vorjahr die Werte folgender Ausfuhrprodukte: Schmalz und Schweinefleisch um 276:607\$; gestampfter Reis um 190:323\$; Bohnen um 145:012\$; Nägel um 101:107\$; Sohlenleder um 67:408\$; Holz um 62:455\$. Eine Verminderung des Wertes der Ausfuhr ist eingetreten bei Zucker um 124:171\$ (!) und Butter um 48:809\$. (Leider haben sich viele Butterproduzenten durch den Schaden noch nicht belehren lassen und fahren immer noch fort, ihre Büchsen mit einer Schmiere zu füllen, die alles andere, aber nur nicht genießbare Butter ist.)

Die Einwanderung hält sich in engen Schranken; im letzten Jahr kamen 1583 Personen an, in der ersten Hälfte des laufenden Jahres 831.

Das Hauptziel der Einwanderung sind die beiden vom Bunde gegründeten Kolonien Amnitapolis und Esteves Junior. Erstere liegt 93 Kilometer von der Staatshauptstadt entfernt; sie hat etwa 250 Wohnhäuser und eine Bevölkerung von rund 2000 Seelen. Der Wert der diesjährigen Ernte wird auf 329:554\$ geschätzt. Dem Bunde hat diese Kolonie bisher 1.600:000\$ gekostet. In Esteves Junior sind die ersten Kolonisten im April vorigen Jahres angesiedelt worden. Die Kolonie liegt 151 Kilometer von der Hauptstadt entfernt; sie hat gegenwärtig 200 Wohnhäuser, und der diesjährige Ernteertrag an Mais und Bohnen wird auf 163.000 Liter geschätzt. Das Haupthindernis für die Besiedlung der devoluten Ländereien sieht der Governador im Fehlen der Eisenbahnen, ohne welche man künftig nicht auf eine gedeihliche Entwicklung der Kolonisation rechnen darf.

Die Kolonie Hansa hat im vergangenen Jahre nur einen geringen Zuwachs erhalten. Das kommt nach der wohlbegründeten Meinung ihres Direktors daher, daß die Einwanderer sich lieber den Bundeskolonien zuwenden, die ihnen größere Vorteile bieten. Im vergangenen Jahre wurden nur 26 europäische Einwanderer und 80 Einheimische daselbst angesiedelt. Es wurden 4527 Meter Fahrstraße, eine Brücke und 33 Durchlässe gebaut. Die Ausfuhr der Blumenauer bewertete sich auf 64:433\$, die Einfuhr auf 92:159\$.

Die Indianerkatechese wird in der Botschaft nur kurz gestreift. Der Governador behauptet, sie habe dank der Intelligenz und Tätigkeit des Leutnants Rosa schon einige Erfolge gezeitigt, und er bedauert, daß die dem Landwirtschaftsministerium für den Dienst der Katechese zur Verfügung gestellten Offiziere abberufen worden sind.

Der Staat hat gegenwärtig 87 Postagenturen und 36 Telegraphenämter, deren Netz 1489 Kilometer lang ist.

Sehr ausführlich berichtet die Botschaft über das Schulwesen, dessen Umgestaltung im Sinne des Fortschritts einen der Hauptpunkte des Programms der gegenwärtigen Regierung bildet. Zum Vorbilde bei dieser Reform hat der Governador sich das Unterrichtswesen des Staates São Paulo genommen, der auf diesem Gebiet wie auf vielen anderen an der

Spitze der brasilianischen Bundesstaaten marschiert. Ein Paulistaner Fachmann, Herr Orestes Guimaraes, ist es auch, den die Regierung mit der Durchführung der Schulreform betraut hat. Nach seinem Plane soll der Unterricht sich stufenweise aufbauen wie folgt: 1. Die Einzelschule (escola isolada) mit dreijährigem Lehrkursus. 2. Die Schulgruppe (grupo escolar), die in Städten und größeren Bevölkerungszentren errichtet wird und einen erweiterten Lehrplan hat. Wer die Einzelschule durchgemacht hat, kann in den vierten Jahrgang der Schulgruppe eintreten, welche die Schüler bis zum 12. oder 13. Lebensjahre ausbildet. 3. An die Schulgruppe schließt sich die Ergänzungsschule (escola complementar) mit dreijährigem Lehrgange an. 4. Die Absolvierung der Ergänzungsschule berechtigt zum Eintritt in den dritten Jahrgang der Normalschule (escola normal), die gleichbedeutend ist mit einem Lehrerseminar.

In erster Linie hat die Regierung für die Normalschule gesorgt, um sie in den Stand zu setzen, tüchtige Lehrkräfte auszubilden.

Bisher sind drei Schulgruppen errichtet worden, in Joinville, in der Hauptstadt und in Laguna. Die Schulgruppe in Joinville zählt 261, die in der Hauptstadt 372 Schüler beiderlei Geschlechts. In Florianopolis soll noch eine zweite Schulgruppe errichtet werden, in Lages befindet sich eine solche im Bau. Itajahy und Blumenau werden folgen. In Blumenau hat die Regierung zu diesem Zwecke ein Grundstück erworben. Die innere Einrichtung für die Schulgruppen wird aus Nordamerika und São Paulo bezogen.

Für die Landdistrikte bestehen die Einzelschulen, denen die Vorteile der Unterrichtsreform nur allmählich zugute kommen werden. Denn es ist von heute auf morgen nicht möglich, für die erforderlichen Lehrkräfte und Schulhäuser zu sorgen. Gegenwärtig bestehen 213 staatliche Einzelschulen, davon 83 Knabenschulen, 49 Mädchenschulen und 81 gemischte Schulen. Diese Schulen werden im laufenden Jahre von 6866 Kindern, 3836 Knaben und 3030 Mädchen, besucht.

Für den höheren Unterricht besteht im Staate nur eine Anstalt, das von den Jesuiten 1905 gegründete und geleitete Gymnasium in Florianopolis, das 265 Schüler zählt und vom Staate eine jährliche Unterstützung von 15 Contos erhält.

Für den landwirtschaftlichen Unterricht hat der nationale Ackerbaumminister fünf Wanderlehrer nach Santa Catharina ausgeschiedt, darunter zwei Fachleute für Molkereiwirtschaft, einen Sachverständigen für Tabakkultur, einen solchen für Weizenbau und einen Wanderlehrer, der nicht auf ein besonderes Fach beschränkt ist. Die beiden ersten haben sich bemüht, in Blumenau, Joinville und Itajahy (Luiz Alves) die Butter- und Käsebereitung zu verbessern, und helfen gegenwärtig bei der Errichtung einer Mustermolkerei in Jaraguá. Der Spezialist für Tabakbau hat die Gegenden von Jaraguá, Cedro, Timbo, Ascurra und die Pommerstraße bereist, um den Tabakpflanzern praktische Ratschläge zu geben. Auch hat er die Fabrikanten über die Klassifizierung und die Aufbereitung des Tabaks unterwiesen. Der Spezialist für Weizen endlich hat im Municipium Lages Propaganda für den Weizenbau gemacht und daselbst mehrere Weizenbau-Genossenschaften gegründet.

Aus diesen der Botschaft entnommenen Ausführungen ergibt sich, daß auch der Staat Santa Catharina, wenn auch im bescheidenen Maße seiner Hilfsmittel, an dem Aufschwung, der sich in Brasilien eingestellt hat, regen Anteil nimmt und in

seiner geistig-kulturellen wie in seiner materiellen Betätigung merkliche Fortschritte macht.

Aus aller Welt.

Stiftungen für die Würzburger Universität. Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Olivier v. Leube überwies der Würzburger Medizinischen Klinik seine über 1100 Bände enthaltende Bibliothek. Das Anatomische Institut erhielt von dem verstorbenen ordentlichen Professor der Anatomie in Würzburg Dr. Philipp Stoehr seine Bibliothek zum Geschenk. Ferner erhielt die Universität von einem in Traunstein verstorbenen Herrn 30.000 Mark. Sie sollen zu Stipendien für arme Studierende der Medizin, Naturwissenschaften, Geschichte und Philologie aus dem Kreis Unterfranken Verwendung finden und unter der Bedingung vergeben werden, daß der Name des Stifters nirgends erwähnt wird.

Tragödie in Hamburg. Am 1. August wurde in dem Kontor der Schiffsverpachtungsfirma Behncke u. Mewes in der Klosterstraße der 57 Jahre alte Prokurist Johannes Menzel erdrosselt aufgefunden. Die Mörder hatten es zweifellos auf die fälligen Gehälter abgesehen, die der Prokurist zu verwalten hatte. Sie haben das Geld aber nicht gefunden, denn es wurde nicht im Geldschrank aufbewahrt. Die Tat muß nachts vor 12 Uhr ausgeführt worden sein. Menzel hatte die Angewohnheit bis spät abends und nachts zu arbeiten. Ueber die Täter fehlt bis jetzt noch jede Spur. Der Mord ist morgens, als das Kontor geöffnet werden sollte, entdeckt worden. Der Tat muß ein erbitterter Kampf zwischen dem Prokuristen und seinen Mördern vorgegangen sein. Der Tote hielt in seiner Hand ein Bündel blonden Haares. Auf die Ergreifung des Mörders ist eine Belohnung von 1000 Mark ausgesetzt worden.

Kovács unzurechnungsfähig? Die Experten des Budapester Strafgerichts haben ihr Gutachten dahin abgegeben, daß der Abgeordnete Kovács, der bekanntlich im Abgeordnetenhaus das Attentat gegen den Grafen Tisza verübte, wenn er jetzt auch zurechnungsfähig sei, bei der Verübung seiner Tat nicht zurechnungsfähig war. Der Untersuchungsrichter ordnete die Freilassung Kovács' an, der Staatsanwalt appellierte dagegen.

Ein kaiserliches Geschenk. Kaiser Franz Joseph von Oesterreich verkaufte seine Gasteiner Grundstücke, Kuranlagen und radiumhaltiger Quellen für 2½ Millionen Kronen an die Gasteiner Ortsgemeinde unter Ablehnung der um mehrere Millionen höheren Kaufangebote deutscher und französischer Reflektanten.

Oesterreichisch-ungarischer Außenhandel. Nach dem statistischen Ausweis des Handelsministeriums über den Außenhandel des oesterreichisch-ungarischen Zollgebietes betrug im Juni die Einfuhr 285,7, die Ausfuhr 208,2 Mill. Kr., das heißt also 43,9 mehr beziehungsweise 12,1 mehr als im Vorjahre. Während der Monate Januar bis Juni betrug die Einfuhr 1765,9, die Ausfuhr 1224,7 Mill. Kr., demnach 238,9 Mill. Kr. mehr beziehungsweise 41,3 mehr als im Vorjahre. Das Passivum der Handelsbilanz in den Monaten Januar bis Juni beträgt demnach 541,2 Mill. Kr. gegen 343,6 Mill. Vorjahre.

Großfeuer auf dem Ring in Wien. Am 3. August 1/2 10 Uhr entstand in dem in der Ringstraße gegenüber dem Burgtheater gelegenen vierstöckigen Palais des Barons v. Lieben ein großer Brand. Innerhalb weniger Minuten stand der Dachstuhl des Hauses in Flammen, die nur nach großer Anstrengung gelöscht werden konnten. In demselben

Hause ist das bekannte Café Landmann untergebracht. Die Gäste mußten sofort das Lokal verlassen, das hierauf geschlossen wurde.

Neuestes aus der Schweiz: Ueber einen Teil des Kantons Luzern ist ein schweres Gewitter mit starkem Hagelschlag niedergegangen, das den Kulturen großen Schaden zufügte.

— Die durch einen Stimmrechtsrekurs fast berühmt gewordene Walliser Gemeinde St. Gingolph, die zur einen Hälfte der Schweiz, zur anderen Frankreich gehört, arbeitet auf eine Trennung hin. Für Trennung ist die schweizerische Hälfte und verweigert jegliche Beisteuer zu gemeinsamen Bedürfnissen. Dem bisherigen Zustande dagegen hängen die französischen Gemeindegossen an. Die beiden beteiligten Regierungen sind im Besitz der Akten. Der „Confédéré“ sieht bereits einen diplomatischen Konflikt auftauchen.

— Wenn man jodeln will, muß der Schnabel g'schmiert sein. Das beweist auch das letzte Sängersfest. Ueber die Dauer des eidgenössischen Sängersfestes wurden in der Festhütte 24 000 Bankette serviert, 48 471 Flaschen Wein (davon nur 1050 rote) und 11 000 Flaschen Limonade und Mineralwasser verkauft. Im Weinkeller wurden täglich 2500 Kilo Eis verbraucht, ein beträchtlicher Teil davon kam von Grindelwald. Im Bierzelt wurden 25 000 Liter Bier verkauft; budgetiert waren 20 000 Liter. Zur Dekoration der Festhütte und deren Umgebung verbrauchte der Stadtgärtner 80 000 Töpfe mit Geranien. Die städtischen Straßenbahnen beförderten 230 000 Personen ohne Abonnement. Das Postbüro auf dem Festplatz verarbeitete 46 917 Sendungen, davon waren 43 695 Postkarten.

Einer Londoner Schwindelfirma wurde vom Zentral-Kriminalgericht in London das Handwerk gelegt. Die Firma Brown, Faville u. Brothers, deren Inhaber der Engländer Donalon und der Deutsche Beck waren, überschwemmten die deutschen und schweizerischen Zeitungen mit verlockenden Inseraten, in denen zur Einsendung von Geldbeträgen aufgefordert wurde, mit denen die Firma für ihre Auftraggeber angeblich an der Londoner Börse spekulieren wollte. Nach Ausweis der Geschäftsbücher verwandten die beiden Schwindler 208.000 Mark auf Reklame. Von ihren leichtgläubigen deutschen Opfern flossen ihnen insgesamt 392.000 Mark zu. Donalon wurde zu zwei Jahren und Beck zu sechs Monaten Zuchthaus mit Zwangsarbeit verurteilt.

Millionenverluste eines Petersburger Bankiers. In Petersburg verübte ein Mitglied des Verwaltungsrates mehrerer Stadtbanken, Julian Janowski, einen Selbstmordversuch, nachdem er auf der Börse über eine Million verloren hatte. Janowski nahm erst Morphium und schoß sich hierauf drei Kugeln in den Kopf, Mund und Brust. Die Ursache des Selbstmordversuchs ist nicht nur der Verlust des eigenen Kapitals, sondern auch der fremder Gelder.

Es kriselt in der Seeschifffahrt? Zu einer Zeit, da an den Börsen Schiffahrtspapiere im Vordergrund des Interesses stehen, wird das Urteil, das der Verein Hamburger Reeder über die Geschäftslage der Seeschifffahrt seit Mitte 1911 fällt, besonderes Interesse beanspruchen dürfen. Der kürzlich herausgegebene Bericht des gesamten Vereins für das am 30. Juni 1912 abgelaufene Geschäftsjahr führt folgendes aus: Die günstige Geschäftslage des vorigen Jahres hat sich im Laufe dieses Jahres behauptet, zeitweise noch in verstärktem Maße gezeigt. Am offenen Markt ist eine Steigerung der Frachten eingetreten, die teilweise als sehr beträchtlich bezeichnet werden kann. Allerdings hat sich diese nicht dauernd auf ihrer vollen Höhe halten

können; in den letzten Monaten ist auf verschiedenen Gebieten zeitweilig ein Rückgang eingetreten. Bei Bewertung dieser Frachtensteigerung für die Geschäftslage darf man nun allerdings die, wie in allen Gewerbebezügen, so auch in der Seeschifffahrt beobachtete teilweise außerordentliche Steigerung der Unkosten nicht außer Acht lassen. Namentlich haben die in England fast ununterbrochen herrschenden Arbeiterausstände und vor allem der englisch-deutsche Arbeiterstreik zu einer erheblichen Steigerung der Kohlenpreise geführt, und zwar, wie ausdrücklich hervorgehoben sei, nicht nur in Europa, sondern namentlich auch in den überseeischen Bunkerplätzen. Diese Preissteigerungen konnten die Reedereien naturgemäß nicht völlig aus eigenen Mitteln decken; sie haben vielmehr Veranlassung genommen, diese höheren Betriebskosten durch einen Zuschlag zur Fracht zum Ausdruck zu bringen. Der Frachtzuschlag ist aber infolge der zahlreichen laufenden Frachtverträge so gut wie wirkungslos geblieben und hat sich auf einer ganzen Anzahl von Gebieten nur kurze Zeit aufrecht erhalten lassen. Eine ausreichende Deckung der durch die Steigerung der Kohlenpreise eingetretenen höheren Unkosten durch diese Frachtzuschläge ist deshalb auf den meisten Linien nicht möglich gewesen. Es bleibt deshalb zu erwägen, ob nicht auch Frachtkontrakte ebenso wie so zahlreiche andere Kontrakte eine Streikklausel enthalten sollten. Eine erhebliche Belastung des gesamten Seeverkehrs bilden weiterhin die beträchtlichen Lohnerhöhungen, die für die Seeleute und Hafendarbeiter fast an allen Plätzen in durchgreifendem Maße vorgenommen worden sind. Es ist zwar mit diesen Lohnerhöhungen vor allem in Hamburg gelungen, Streikbewegungen vorzubeugen. Es ist andererseits aber unverkennbar, daß diese erheblichen Lohnsteigerungen für alle Kategorien von Arbeitern eine dauernde Verteuerung des Betriebes bilden, deren volle Wirkung erst in ungünstigen Zeiten zum Ausdruck kommen und dann vielleicht eine schwere Sorge bilden wird. Endlich kommt noch in Betracht, daß die Schiffbautätigkeit allmählich einen Umfang angenommen hat, der auf die Dauer wieder zu einem Ueberangebot von Schiffsraum auf den Frachtenmärkten der Welt führen muß.

Soldatenschinderei. Zwei Fälle von schwerer Soldatenmißhandlung kamen vor dem Kriegsgericht in Saarbrücken zur Aburteilung. Der Sergeant Ushprowies von der 2. Schwadron des Dragonerregiments No. 7 wollte am Abend der Regimentsbesichtigung bemerkt haben, daß ein Dragoner auf der Mannschaftsstube sehr laut gewesen sei. Als Unteroffizier vom Dienst hatte er für Ruhe zu sorgen. Er nahm den angeblichen Ruhestörer mit auf den Flur der 5. Schwadron und ließ ihn dort mit gefalteten Händen über eine Stunde Kniebeugen machen. Als die Kräfte des Rekruten versagten, half der Sergeant mit der Reitpeitsche nach. Das Kriegsgericht verurteilte ihn zu sieben Monaten Gefängnis. — Eine ähnliche Mißhandlung ließ sich ein sogenannter „alter Mann“ von der reitenden Abteilung des Feldartillerieregiments Nr. 8 zuschulden kommen. Der im dritten Jahr dienende Kanonier Rogendorff hatte am 15. Juni dem Rekruten Motz im Pferdestall mit der Fahrerpeitsche mehrere Schläge über den Kopf versetzt. Ein Hieb traf das linke Auge des Rekruten, das schwer verletzt wurde und schließlich die Sehkraft verlor. Der Angeklagte erklärte, er habe den Rekruten nur auf den Rücken schlagen wollen, weil die Rekruten an diesem Tage das Geschir nicht ordentlich geputzt hätten. Es sei Sitte bei den „alten Leuten“, die Rekruten durch Schläge zu erziehen. Der Geschlagene sagte aus,

daß er von Rogendorff ohne Ursache geschlagen worden sei. Das Kriegsgericht verurteilte den Kanonier Rogendorff zu nur zwei Monaten und 14 Tagen Gefängnis.

Neuestes aus der Schweiz. Die Frauenfelder Storchenfamilie erhielt den Besuch von etwa 30 „Kollegen“, die den Horst auf dem Turm aufgeregt umflatterten. Der „Weinländer“ bemerkt dazu: Nach Mitteilungen von Kennern soll es eine Aktionär- und Gläubigerversammlung gewesen sein. Etwa der Thurg. Storchenbank?

— Letztthin brannte infolge Explosion der Schaltlage des Elektrizitätswerks Wangen an der Aare das Turbinenhaus in Bannwil fast vollständig ab. Von den sieben gewaltigen Dynamos, welche zusammen gegen 10.000 Pferdekraften lieferten, scheinen mehrere dem Feuer zum Opfer gefallen zu sein. Der Gebäude- und Maschinenschaden ist zurzeit nicht abschätzbar; er dürfte aber eine halbe Million Franken erheblich übersteigen. Dazu kommt der Schaden, welchen die Unterbrechung des Betriebes während längerer Zeit mit sich bringt; für die betroffenen Gebiete, hauptsächlich die Ämter Wangen, Fraubrunnen und den Jura, bedeutet die Betriebsstörung eine eigentliche Katastrophe.

— Im Bankprozeß Saignelégier ist vom Schwurgericht Delsberg folgendes Urteil gefällt worden: J. Ecabert wird zu drei Jahren Arbeitshaus verurteilt (abzüglich 6 Monate Untersuchungshaft), sein Bruder Ecabert-Ziegler zu 2½ Jahren Arbeitshaus (abzüglich 6 Monate Untersuchungshaft). Die Angeklagten Fürsprech Elsässer und Péquignot werden freigesprochen, haben aber jeder ein Siebtel der Kosten zu tragen. Die übrigen Kosten wurden den Brüdern Ecabert überbunden.

— Eine außerordentliche Einwohnergemeindeversammlung in Thun hat das sozialdemokratische Initiativbegehren über die Wahl der Mitglieder des Gemeinderats und der Primarschulkommission nach dem Grundsatz des Verhältniswahlsystems mit 450 gegen 406 Stimmen abgewiesen. Schon im März 1911 war ein ähnliches Begehren mit 610 gegen 595 Stimmen abgelehnt worden.

Diebstahl von Juwelen der Königin Maria Pia. Ein Teil der Juwelen der früheren Königin Maria Pia von Portugal, im Werte von 360.000 Mark, ist in einem Hotel in Lissabon dem Spanier José Cruz, der die Juwelen im Auftrage der Bank von Portugal zu verteidern hatte, gestohlen worden. Die Versteigerung hatte bis jetzt bereits eine Million Mark erbracht. Von den noch nicht versteigerten Juwelen sind folgende gestohlen worden: Ein Diamant aus Diamanten im Werte von 240.000 Mark und ein Armband mit zwei kostbaren Diamanten und Perlen im Werte von 120.000 Mark. Der Verdacht, den Diebstahl begangen zu haben, ist auf eine junge Frau gefallen, die in dem gleichen Hotel, wie der Spanier, Wohnung genommen hatte. Man vermutet, daß die Frau mit den gestohlenen Juwelen nach Vigo gefahren ist, um sich von dort nach Amerika einzuschiffen. Alle Hafenbehörden sind telegraphisch von dem Diebstahl in Kenntnis gesetzt worden.

Zur Geschäftslage der Münchener Brauereien wird den „Münch. N. N.“ geschrieben: Es sind in letzter Zeit wiederholt Berichte über die derzeitige Lage der Brauindustrie in der Presse erschienen, die in ihrem Optimismus doch etwas über das Ziel hinausgeschossen sind und im Publikum ein nicht ganz zutreffendes Bild über das nunmehr in ein bis zwei Monaten seinem Ende zuneigende Geschäftsjahr hervorgerufen haben dürften. Von den Münchener Aktienbrauereien schließen einzelne schon am 31. August, der größere Teil jedoch erst

am 30. September ihr Geschäftsjahr. Soviel kann wohl heute schon angenommen werden, daß die Bilanzergebnisse nicht über die des vorigen Geschäftsjahres 1910/11 hinausgehen werden: im Gegenteil, es ist nicht ausgeschlossen, daß einige Betriebe die vorjährigen Ergebnisse nicht ganz erreichen. Die Gründe hierfür sind ja zur Genüge bekannt. Das Jahr 1910/11 brachte von Beginn an höhere Hopfenpreise und von Monat zu Monat steigende Gerstenpreise.

Die sechste Hauptversammlung des Deutschen Monistenbundes findet vom 6. bis 10. September in Magdeburg statt. Die großen Linien der zukünftigen Arbeit des Monistenbundes sollen in den Vorträgen der öffentlichen Versammlungen weitergezogen werden. Rudolf Gottscheid (Wien) spricht über „Monismus und Politik“, Professor Dr. Wilhelm Ostwald über „Monismus und Kultur“, Frau Grete Meisel-Heß (Berlin) über „Monismus und die Frauen“, Dr. Max Maurenbrecher (Mannheim) über „Monismus und Erziehung“. Die in die Tagung eingeschlossene Giordano-Bruno-Feier in der alten Universitätsstadt Helmstedt wird durch den Rückblick in die Vergangenheit, auf einen der Ahnen unserer Bewegung, die Zukunft, die vor uns liegt, nur noch freudiger und gewisser machen. Dr. O. Gramzow (Berlin) wird hier Giordano Bruno an einer Stätte seines Wirkens feiern und seine Bedeutung als der „ersten modernen Menschen“ betonen. Der „Helmstedter Universitätsbund“ beteiligt sich an der Feier.

Hagenbeck erkrankt. Wie aus Stellingen mitgeteilt wird, ist im Befinden des erkrankten Kommerzienrates Hagenbeck eine bedenkliche Verschlimmerung eingetreten. Bei der kräftigen Organisation des Patienten ist trotz des hohen Alters die Hoffnung auf Genesung immerhin noch vorhanden.

Zwei italienische Mädchenmörder in Wien verhaftet. Ein Raubmord, der vor einigen Wochen in Chieso bei Padua verübt worden war, hat jetzt seine Aufklärung gefunden. Vor einigen Wochen wurde in Chieso bei Padua die Tochter des Buchdruckereibesitzers Micholi ermordet und beraubt. Vor kurzem wurden die Mörder in Wien verhaftet. Es handelt sich um den Typographen Andreasi und den Buchdruckereigehilfen Cambello. Beide waren bei dem Buchdruckereibesitzer Micholi in Chieso beschäftigt und wurden während dieser Zeit von der 24jährigen Tochter Micholis sehnlich behandelt. Aus Rache erstachen sie das Mädchen, raubten 172 Lire und einige Schmucksachen und flohen dann in dem Automobil des Buchdruckereibesitzers. Bei Padua erlitten sie eine Panne. Sie ließen das Automobil im Stieh und fuhren mit der Bahn über Triest nach Wien. Hier begab sich Andreasi auf das italienische Konsulat, um sich Geld zur Rückreise nach Triest geben zu lassen. Er wurde erkannt und verhaftet. Sein Komplize konnte ebenfalls festgenommen werden.

Radiumfunde in Ungarn. Aus Budapest meldet man: In dem in der Nähe der Stadt Kiskunhalas befindlichen Salzsee hat ein Apotheker Radium entdeckt. Nach seinen Versuchen und chemischen Untersuchungen enthält der Schlamm dieses Sees in überraschender Menge Radium. Zur weiteren Untersuchung wurde eine Menge Schlamm nach Budapest geschickt.

Neuestes aus der Schweiz. Der Vorstand des aargauischen Bauernverbandes hat einstimmig beschlossen, nachdem der schweizerische Bauernsekretär Dr. Laur eine Kandidatur als Ständerat abgelehnt hat, Fürsprecher Dr. Alfred Keller, Präsident der Exportgesellschaft für Emmenthaler Käse,

A.-G. in Brugg, als Vertreter des Bauernstandes in den Ständerat zu portieren. Der Kandidat der Badener, der im Namen der Industrie und Technik zu Baden aufgestellt wurde, ist W. Boveri, Chef der großen Firma Brown, Boveri u. Co.

— In der Ostschweiz befürchtet man von Neugründungen des Stickreifabrikanten Heine in Nordamerika, der früher in Arbon große Fabriken hatte, eine ernste Gefährdung der Stickereiausfuhr.

— Von der Steinwildkolonie in den Grauen Hörnern erzählte ein Bergler, er habe gesehen, daß ein Steinbock in der Alp Laftina sich einer Ziegenherde angeschlossen habe und sich in der Gesellschaft seiner zahmen Verwandten recht wohl fühlte.

— Für den Viehhof des Sultans sind durch Vermittlung von Direktor Rambert der ottomanischen Regie in Konstantinopel von den Waadtländer Züchtern Gebr. Pilliod in Blonay zwei prächtige Kühe der Berner Rasse angekauft worden.

— Im letzten Jahre sind im Kanton St. Gallen zehn Hektar Weinreben ausgerodet worden.

— Anlässlich des Schwingfestes in Appenzell I.-Rh. beförderten die Appenzellerbahnen in zusammen 75 Zügen 17.500 Menschen. Die Säntisbahn führte 54 Fahrten mit 4300 Personen aus.

Die Diamanten der Prinzessin von Thurn und Taxis. Ostende steht im Mittelpunkt mehrerer Skandalgeschichten. Am meisten interessiert jedoch immer noch der Diebstahl der Juwelen der Fürstin Thurn und Taxis. Heute steht es fest, daß der Diebstahl, der früher nur für die Tat eines einzigen Gauners gehalten wurde, durch eine internationale Bande ausgeführt worden ist. Die Fürstin bewohnte im Place Hotel eine Flucht von Zimmern im ersten Stock. Es war bekannt, daß sie Schmuck von seltener Schönheit und Kostbarkeit mit sich führte, darunter ein Perlenkollier, das allein einen Wert von zwei Millionen darstellte. Die Edelsteine und Perlen, welche sie in einer Kassette verwahrte, deren Schlüssel sie immer bei sich trägt, werden auf Millionen geschätzt. Im Augenblick befinden sich folgende Persönlichkeiten, die im Verdachte stehen, die Diamanten der Prinzessin entwendet zu haben, in Haft: Ein gewisser Kemp, der von Beruf Schuhmacher sein und auch einen kleinen Rennstall besitzen soll. Er wohnt in London, und dort soll er auch an einer Anzahl von Schuhhandlungen beteiligt sein. In Ostende war er seit Jahren als ein außerordentlich reicher Mann bekannt. Aber, wie man erfährt, ist er aus Frankreich ausgewiesen worden, weil er beim Falschspiel ertappt wurde. Außerdem sind in Haft Savine, Vater und Sohn, zwei Russen, die in der Nähe von Paris wohnen und dort ein Geschäft mit Abfällen betreiben sollen. In Wirklichkeit sollen die beiden Russen Salgan heißen, aus Rußland geflüchtet und im vorigen Jahre in den Verdacht geraten sein, an einem Diebstahl von 20.000 Mark in einem Londoner Hotel beteiligt zu sein. Im Verdacht stehen ferner ein Deutscher namens Weber, der am Morgen nach dem Diebstahl plötzlich aus Ostende verschwunden sein soll. Man nimmt an, daß er die Diamanten entweder nach Deutschland oder nach England in Sicherheit gebracht hat.

Der New Yorker Skandal anlässlich der Ermordung des Spielhöllenbesitzers Rosenthal wird für die Beteiligten nachgerade unheimlich. Hatte schon die Verhaftung des Polizeileutnants Becker gewaltiges Aufsehen erregt, so riefen die jüngsten Enthüllungen des berüchtigten Spielers Jaek Rose noch größere Erregungen hervor, hat letzterer doch behauptet, daß er jährlich nahezu eine Viertelmillion Mark von Spielhöllen und Freudenhäusern für Becker einsammelte. Es existierte eine regelrech-

te Preisliste, wonach die Polizeiinspektoren 1200 Mark und die Polizisten 240 Mark monatlich als Schweigegelder erhielten. Tarifmäßig erhielt die Polizei 16 Millionen Mark jährlich an Bestechungsgeldern; an den Bestechungen sind sämtliche Polizeiorgane New Yorks, ausgenommen der Polizeipräsident Waldow, der einer bekannten Milliardärsfamilie angehört, beteiligt. Der Anwalt Beckers erklärte, daß, wenn sein Mandant sich zu einer Aussage entschliesse, das ganze Verwaltungsgebäude New Yorks zusammenstürzen würde. Vor der Ermordung Rosenthals soll der Polizeileutnant Becker zu dem Spieler Rose gesagt haben: „Wenn ihr Rosenthal nicht tötet, dann werde ich euch sieben Jahre lang einsperren lassen!“ Die verhafteten Spieler behaupten, daß Becker durch falsche Zeugenaussagen zahlreiche, ihm unliebsame, ganz unschuldige Leute ins Gefängnis geschickt hätte. Den Mördern wurde vollständig freie Hand gelassen. Sofort nach vollbrachter Mordtat telephonierte Rose den Becker an; sie trafen sich dann, und beide besprachen den Mord, während einige Straßen davon die Polizei vergeblich nach den Mördern suchte. Becker leugnet alles. Weil die verhafteten Spieler befürchteten, im Gefängnis von Agenten der Polizei ermordet zu werden, hat man sie vorläufig im Gerichtsgebäude untergebracht.

Die Opfer des Pariser Straßenverkehrs. Die Statistik der Verkehrsunfälle in Paris weist erstaunlich hohe Zahlen auf. Es mußten vom 1. Mai bis 5. Juni 441 Personen, die durch Ueberfahren in den Straßen von Paris ernstlich verletzt worden sind, in die Hospitäler gebracht werden. Das macht über 12 Personen pro Tag. 248 wurden Opfer der Automobile, 58 wurden von Straßenbahnen und 135 von Pferdefuhrwerken überfahren. In diese Zahl sind die Leichtverwundeten nicht einbezogen.

Ein Juwelenschmuck im Werte von 2 Millionen Mark wurde der Fürstin Schachowskoi auf ihrem Gute in der Nähe von Moskau (Rußland) gestohlen. Trotzdem das Gut von 200 Tscherkessen bewacht wird, war der Diebstahl möglich, doch wurde ein Teil des Schmuckes beim Hausgesinde wieder gefunden. Allein der größte und wertvollste Teil fehlt noch, darunter der berühmte Rosa-Brillant, der von der ersten Frau Peters des Großen, die eine Ahnfrau der Fürstin Schachowskoi ist, stammt.

Mit der Tochter seiner eigenen Braut flüchtig. Man hat schon davon gehört, daß einer nach Jahr und Tag die Reize seiner Schwiegermutter entdeckte und mit ihr auf und davon ging. Daß aber einer mit der Tochter seiner Verlobten die Flucht ergreift, dürfte kaum schon so oft dagewesen sein. Das unzweifelhafte Verdienst, diesen Präzedenzfall geschaffen zu haben, gebührt einem liebeslustigen Berliner Schlossergesellen, Hermann Thiemann mit Namen und 38 Jahre alt, der seine 43jährige Braut, eine Witwe, treulos verließ und — ihre jüngste Tochter samt 2000 Mark mit sich nahm. Die Frau, Mutter von drei Töchtern im Alter von 17 bis 24 Jahren, richtete ihrem Geliebten, dem Schlossergesellen, ein Zigarrengeschäft ein und verlobte sich vor einiger Zeit mit ihm. Für den nächsten Monat war die Heirat festgesetzt. Aber dem künftigen Gatten waren inzwischen doch Zweifel aufgestiegen. Wenn er die Mutter im Kreise ihrer drei blühenden Töchter sah, neigte sich die Wagschale seiner Empfindungen bedenklich zuungunsten dieser tüchtigen Frau. Er wandte seine Gunst ihrer jüngsten und hübschesten Tochter zu und verließ mit der Siebzehnjährigen heimlich Zigarrenladen und Braut. Um die Mittel zur Flucht zu verschaffen,

fälschte Thiemann eine Quittung und hob von dem Bankguthaben seiner Verlobten die Summe von 2000 Mark ab. Damit kaufte er sich und seiner neuen Braut schöne Kleider, und das frischgebackene Paar ging dann auf Reisen. Des unterschlagenen Geldes wegen folgt nun die Kriminalpolizei der Spur des wetterwändischen Schlossergesellen.

Der neugewählte Präsident von Paraguay, Eduardo Schaerer, und der Vizepräsident Dr. Pedro Bobadilla haben einem Kongreßbeschlusse gemäß ihre Aemter am 15. August angetreten. — Präsident Schaerer ist 40 Jahre alt und in Caarapá als Sohn eines Schweizers und einer Paraguayerin geboren. Von Jugend auf widmete er sich mit Erfolg dem Kaufmannsstande und brachte es zu einigem Vermögen. In der Öffentlichkeit trat er zunächst als Mitglied des Stadtrats von Asuncion hervor. 1904 wurde er nach dem Triumph der Revolution Generalzolldirektor. Nach dem Sturz der Regierung am 2. Juli 1908 ernannte man ihn zum Intendanten der Hauptstadt, ein Posten, auf welchem er sich durch eine Reihe von Verbesserungen hervortat. Er zeichnete sich als entschiedener Anhänger der radikalen Partei aus. 1911 nach dem Sturz Gondras fiel er in die Hände Jaras, wurde aber später freigelassen. Nach der Erschießung seines Kameraden Riquelme organisierte er von Argentinien aus in Person die revolutionäre Bewegung, die zum Sturz der Regierungen des Rojas und Peña führten. In den verschiedenen Kämpfen des Bürgerkrieges sah man ihn immer an exponierter Stelle. Nach Konstituierung der radikalen Regierung wurde er Minister des Innern und versah diesen Posten bis zu seiner Proklamation als Präsidentschaftskandidat. — Dr. Pedro Bobadilla hat eine lange Laufbahn als öffentlicher Beamter hinter sich. Er war Generalanwalt der Waisen, Zivilrichter, Mitglied des Obertribunals, Sekretär des Justiz- und Unterrichtsdepartements, und hat als Politiker sich immer als versöhnlicher Charakter gezeigt. Zuletzt war er Präsident der radikalen Partei.

Vermischte Nachrichten.

Fallende Geburtsziffern in England. Die unlängst erschienene amtliche englische Statistik über die Bevölkerungsbewegung im Jahre 1910 erregt in Großbritannien besonderes Aufsehen, weil sie seit längerer Zeit zum ersten Male einen bemerkenswerten Rückgang der Geburtsziffern zeigt. Schon die Zahl der Eheschließungen weist einen Rückgang gegen frühere Jahre auf und erreicht im Jahre 1910 nur 15 v. T., dagegen scheinen jedoch die ersten Monate des laufenden Jahres wieder eine kleinere Steigerung zu bringen. Die Zahl der Scheidungen ist seit 1906 ständig zurückgegangen. Während aber 1909 noch die Geburtsziffer 25,8 v. T. erreichte, ist sie 1910 auf 25,1 gesunken und steht damit um 2,5 v. T. tiefer als die Durchschnittszahl, für die Jahre 1900 bis 1909, die bereits ohnehin eine erheblich verminderte Geburtsziffer zeigten. Im Jahre 1910 wurden in England insgesamt 457.266 Knaben und 439.696 Mädchen geboren; es zeigt sich also, daß das Verhältnis der Knaben zu den Mädchen in England und Wales niedriger ist, als in allen anderen europäischen Ländern. Zieht man die Todesziffern von den Geburtsziffern ab, so ergibt sich ein Geburtsüberschuß von rund 11,56 v. T.; noch in der Zeit von 1876 bis 1880 betrug der entsprechende Geburtsüberschuß 14,56; der Ueberschuß ist also beinahe um 25 Prozent gesunken.

Weibliche Aerzte in Indien. Der Arzt hat in den moralischen Eroberungen der Europäer in fremden Ländern stets eine Hauptrolle gespielt. Selbst wenn ein solches Volk von sehier undurchdringlichem Aberglauben beherrscht wird, wie die Chinesen, so kann es sich doch dem Eindruck der Ueberlegenheit eines europäischen Arztes nicht entziehen. In Japan ist der Arzt selbstverständlich ein noch mächtigerer Pionier der europäischen Kultur gewesen, weil die Japaner ihrem Eingang überhaupt mehr Neigung und Verständnis entgegenbrachten. Aber wo es auch sein mag, eine europäische Verwaltung in Ländern mit anderer Kultur wird stets gut daran tun, die Dienste des Arztes besonders dazu zu benutzen, die Eingeborenen mit Vertrauen und Achtung gegen die europäische Macht zu erfüllen. Auch in Indien hat man wohl daran gedacht, denn es gibt jetzt schon dreitausend Ortschaften, wo die Eingeborenen Rat und Pflege von europäischen Aerzten finden können. In einem Punkt hat man erst recht spät eingesehen, daß bei dem indischen Volk ein besonderes Entgegenkommen notwendig ist. Eine indische Frau nämlich wird, namentlich wenn sie aus vornehmer Kaste ist, zum Beispiel eine sogenannte Purdah, oder verschleierte Frau, lieber an einer Krankheit ohne weiteres sterben, als sich einem männlichen Arzt in die Hand geben. Erst im Jahre 1885 sorgte die Gattin des damaligen Vizekönigs Lord Dufferin dafür, daß zunächst in Delhi, der jetzigen Hauptstadt, ein Krankenhaus für Frauen und Kinder errichtet wurde, an dem auch weibliche Aerzte tätig waren. Dieses Krankenhaus hat sich seitdem sehr ausgewachsen, und wird von drei Aerztinnen geleitet, verfügt außerdem über eine größere Anzahl europäischer Krankenschwestern, unter denen ein noch größerer Stab eingeborener Pflegerinnen tätig ist. Die Zahl der Krankenhäuser, die über weibliche Aerzte verfügen, ist seitdem sehr gewachsen. In ganzen gibt es jetzt bereits mehr als 200 Aerztinnen in verschiedenen Teilen von Indien, und zwar auch für Frauen niederer Kaste.

Die Königin Viktoria von England, deren Denkmal kürzlich mit großen Feierlichkeiten in Gegenwart des deutschen Kaiserpaars enthüllt wurde, besaß eine Herzensgüte, die ihr oft Gedanken von rührender Zartsinnigkeit eingab. So hatte sie in Nizza, wo sie häufig weilte, die Bekanntschaft einer sehr armen Familienmutter, einer Frau B., gemacht. Sie hatte Interesse für sie gefaßt, als sie eines Tages an deren Hütte vorbeiging und die brave Frau, die in ihrem Gärtchen eine einzige Fliederblüte hatte, diese abbrach und sie der Königin anbot. Seitdem schickte die Herrscherin ihr regelmäßige Unterstützungen. Eines Tages machte sie eine Spazierfahrt in Begleitung der Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein und der Lady Antrim und bemerkte plötzlich einen Aufzug, der sich in geringer Entfernung von ihr auf der Straße fortbewegte. Sogleich winkte sie Herrn Paoli, der ihr von der französischen Regierung attachiert war, zu sich und fragte ihn: „Ist das eine Prozession, Herr Paoli?“ — „Ich glaube vielmehr, das ist ein Leichenzug!“ antwortete dieser. „Ich werde euer Majestät sofort Bericht erstatten.“ Es handelte sich in der Tat um eine Beerdigung; aber es war das ärmlichste, traurigste Begräbnis, das man sich denken kann. Nur ganz wenig Personen gingen hinter dem Leichenzug, der ohne jeden Schmuck und ohne jede Blume war. Die Tote war jene Frau, die man zur letzten Ruhe trug. Die Königin war sehr ergriffen und hatte einen rührenden Gedanken. Anstatt eilig an dem Leichenzug vorbeizufahren, gab sie ihrem Kutscher den Befehl, sich ihm anzuschließen und ihm im Schritt bis zum Kirchhof zu folgen. Dann nahm sie einen Strauß von

Mimosen, den sie bei sich hatte und sagte zu Herrn Paoli: „Haben Sie doch die Güte, für mich die Blumen auf den Sarg meiner armen, alten Freundin zu legen. Sie gab mir auch einst Blumen. Ich bin ihr dieses Gedenken schuldig.“

Die Tapferkeit der Japaner.

Ueber die Tapferkeit der Japaner ist im russisch-japanischen Kriege genügend berichtet worden. Wer erinnert sich nicht der Wunder an Tapferkeit, die die Japaner bei der Belagerung Port Arthurs vollbracht hatten! Immer und immer wieder drangen sie gegen die mörderischen Batterien der Wälle, die aus Hunderten von Feuereschlünden Tod und Verderben auf die anrückenden Belagerer spien, vor, über gehäufte Leichen ging der Weg der Nachstürmenden, bis auch diese das Schicksal ihrer Vordemänner gefunden hatten. Was half die ganze Linie bajonettstarrer Soldaten, was unüberwindlich scheinende Bastionen und was die Batterien, die diese wirksam verteidigen sollten, gegen den Löwenmut dieser kleinen Asiaten, die mit dem heiligen Feuer der Begeisterung fochten, den ihnen die „Idee“ verliel, die den Russen vollständig mangelte.

In der „Deutschen Revue“ sind jetzt Berichte eines japanischen Offiziers in trefflicher Uebersetzung erschienen, die tagebuchartig das Wichtigste verzeichnen, was sich in diesem folgenschweren Feldzuge ereignet und welche Eindrücke der unbetheilte Zuschauer oder der beteiligte Ueberlebende gewinnen konnte.

Der Verfasser erzählt u. a.: „Wir befinden uns am Fuße des Tokaiberges auf der Liaoyanghalbinsel. Von hier aus sollte unser Angriff auf Port Arthur erfolgen.“

Die Russen hatten umfassende Verteidigungsvorbereitungen getroffen. Sie hatten viele Drahtnetze aufgestellt, Gräben gebaut, Minen gelegt und dergleichen. Blickte man auf die feindlichen Stellungen, so sah man überall Drahtgeflechte, die sich schlangenartig bis an den Horizont hinzogen. Bevor wir an einen Angriff auf die feindlichen Stellungen denken konnten, mußten wir erst die Drahthindernisse beseitigen. Diese Arbeit oblag eigentlich den Pionieren, doch da diese nicht zahlreich genug waren, die Arbeit allein auszuführen, mußte die Infanterie eingreifen. Letztere mußte nun zuerst das Zerschneiden des Drahtes lernen. Zu diesem Zwecke stellten die Pioniere am Fuße des Tokaiberges Drahthindernisse auf und erteilten den Infanteristen Unterricht im Zerschneiden. Nachdem dies gesehehen war, erfolgte der Angriff. An der Spitze marschierte die sogenannte Scherenabteilung. Diese hatte die Drahtgeflechte zu durchschneiden. Es folgte eine mit Sägen ausgerüstete Abteilung, die die Aufgabe hatte, die Pfähle, an denen der Draht befestigt war, zu durchsägen. Dann kam endlich die Infanterie. Der Ausgang dieses Kampfes war niederschmetternd: kein einziger von der Truppe kehrte zurück. Als Ursache dieser Niederlage ist zweierlei anzuführen. Wir wußten nicht, daß die Russen durch den Draht elektrischen Strom geschickt hatten. Infolgedessen wurden viele der Unseren von dem sehr starken Strom getötet. Außerdem kannten die Russen die Entfernungen des Geländes sehr genau und stellten ihre Maschinengewehre dementsprechend ein. Die Maschinengewehrketten vernichteten den Rest unserer Truppe. Das betreffende Gelände war vorher schön bewachsen. Nach der

Beschießung waren die Sträucher und Bäume wie wegrasiert. Die chedem so schöne Landschaft war vernichtet.

Wir sannan auf Abwehrmaßregeln und steekten die Arme in Bambusrohre. Diese nutzten jedoch nichts. Der elektrische Strom war zu stark und tötete die Soldaten schon, wenn sie in seine Nähe kamen.

Auch die Minen hatten die Russen vorzüglich angelegt, besonders auf schmalen Straßen. So trug sich zum Beispiel folgender Vorfall zu: Die Spitze eines japanischen Zuges geriet auf einer Straße auf eine Mine, die sofort explodierte und viele Soldaten tötete. Die Haupttruppe geriet darauf in Verwirrung, glaubte, sie befände sich auch auf Minen und flüchtete auf beide Seiten der Straße. Hier hatten die Russen aber in genauer Erkenntnis der Dinge ebenfalls Minen gelegt, die nun natürlich explodierten und den Rest der Truppe töteten. Die Russen erreichten durch diese fein erdachte Maßnahme die Vernichtung der ganzen feindlichen Truppe. Denn hätten sie nur auf die Straße Minen gelegt, so wäre auch nur die Vernichtung der Spitze eines Truppenteils erfolgt. Wir hatten infolgedessen einen ungeheuren Verlust zu verzeichnen.

Am 19. April fand der erste Gesamtangriff unseres Heeres auf Port Arthur statt. Unsere Artillerie begann die Beschießung der feindlichen Artillerie, die das Feuer auf das heftigste erwiderte. Besonders wurden unserseits die Batterien auf dem östlichen Kekanberge beschossen. Der Donner der Kanonen war schrecklich mit anzuhören. Die Erde schien zu erbeben. In der Luft schwirrten die Geschosse umher. Da das Geräusch, das eine Kanonenkugel in der Luft hervorbringt, sich anhört, als wenn sich eine Lokomotive in Bewegung setzt, so nannten unsere Soldaten die Kugeln Eisenbahnkugeln. Wo die Kugeln hinschlugen, wurde alles zerstört, mochten nun Menschen, Tiere oder Felsen getroffen worden sein. Die Kugeln selbst zersprangen dann noch in viele Stücke, die großen Schaden anrichteten. Einem mir bekannten Zugführer wurde durch einen solchen Splitter der Kopf bis auf eine kleine Verbindungshaut an der Kehle weggerissen, so daß der Kopf nach vorn herunterhing, ein grausiger Anblick. Ein Teil derselben Kugel schlug seinem Burschen beide Arme glatt von den Schultern ab.

In der Nacht leuchteten von den feindlichen Batterien her viele Scheinwerfer auf unsere Stellungen. Auch schossen die Geschütze nachts Leuchtkugeln ab, die die Gegend taghell erleuchteten. In denselben Augenblicke nun, da die Leuchtkugeln zu leuchten anfangen, setzten die Russen ihre Maschinengewehre in Tätigkeit, die uns mit ratterndem Geräusch mit Kugeln übersäten. Wir warfen uns alle, sobald eine Leuchtkugel erschien, glatt auf die Erde, und blieben in völliger Ruhe liegen, bis wieder Dunkelheit eintrat. Durch das Licht der Scheinwerfer waren wir alle so geblendet, daß wir nichts gegen den Feind unternehmen konnten.

Meine Kompagnie marschierte in der Nacht nach Yokabo. Plötzlich wurden wir mit einer Kanonenkugel beschossen. Als sich der Rauch verzogen hatte, bemerkten wir, daß fünf Soldaten getötet waren, von denen zwei erst vor einigen Tagen auf dem Kriegsschauplatze eingetroffen waren und den Feind noch gar nicht gesehen hatten. Die tödlichen Verletzungen des einen waren besonders grauenvoll. Der Unterleib war ihm vollständig weggerissen, der Oberleib verbrannt, die Augen fehlten. Einem zweiten war ein Bein weggerissen worden. Ich näherte mich ihm und sagte, um ihn zu beruhigen: „Das ist nicht weiter gefährlich.“ Er ant-

wortete: „Ich war auf den Tod gefaßt, aber sterben zu müssen, bevor man den Feind gesehen und ihn beschossen hat, das ist traurig.“ Kurz darauf starb er.

Humoristisches.

Liebe Jugend! Es ist kaum glaublich, wie tief der Einfluß des modernen Kunstgewerbes schon in die deutsche Familie gedrungen ist. Hörte ich da neulich in einer befreundeten Familie die Frau des Hauses zum Zimmermädchen sagen: „Johanna, Sie haben mir ja meinen Niemeyer nicht ins Nachtkastl gestellt.“

Im Seebad. Ray: „Das ist wirklich traurig, was der Maud passiert ist.“ — May: „Um Gottes willen, was ist denn geschehen?“ — Ray: „Ja, denke nur, gestern kam ein fürchterlicher Regenguß, als die Aermste in ihrem neuen Badekostüm spazieren ging.“

Warum nicht gleich? Der Nazl ist seit langer Zeit in Geldverlegenheit. Heut hat er im Wirtshaus wieder eine große Zeche gemacht; als er aber bezahlen soll — pumpt er den Wirt um 20 Kronen an. Der verweigert ihm aus guten Gründen das Darlehen. Da tönt es plötzlich von der Dorfstraße her: „Feuer! Feuer beim Nazl brennt's!“ — Schnell legt der Wirt dem Nazl die gewünschte Summe hin und sagt: „Dös hätt'st doch gleich sagen könne!“

Prosaisch. „Denke mal Männchen, die Frau des Sekretärs Müller ist Köchin gewesen.“

„Der Mann ist zu beneiden!“

Einfaches Mittel. „Ich kann mich anstrengen, wie ich will, mein Unteroffizier erklärt mich immer für'n schlappen Kerl.“

„Bring ihn nur mal von zu Haus 'ne tüchtige Speckseite mit, und Du wirst gleich sehen, daß alles wie geschmiert im Dienste geht!“

Gute r Rat. A.: „Ich bin ein großer Weinliebhaber, und denken Sie nur, mein Arzt hat mir das Weintrinken verboten. Was raten Sie mir, zu tun?“

B.: „Ganz einfach, nehmen Sie sich doch einen anderen Arzt.“

Im Tran. „Wenn ich Sie aber rasieren soll, müssen Sie schon den Kopf hochnehmen!“ — „Ach, dann schneiden Sie mir lieber die Haare!“

Aus dem Religionsunterricht. Die Lehrerin erklärt den Schülern, daß die kleinen Judenkin- der durch die Beschneidung in die Gemeinschaft der Juden aufgenommen würden. „Wer kann mir sagen, wodurch wir Christen in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen werden? Nun, du, Karlchen?“

„Wenn mer geimpft wer'n.“

Druckfehler. Als der Schuster sah, daß er bei seinem störrischen Lehrling mit dem Stock nichts ausrichtete, versuchte er es mit dem Ohrgefühl.

Die Beleidigung. „Wie, dein Freund wagte es, dir, dem Temperenzler, ein Glas Wein anzubieten? Was sagtest du denn zu dieser Beleidigung?“

„Ich habe sie stillschweigend hinuntergeschluckt.“

Aus Walhall. Nach einem Zeitungsbericht hat die Bonner Studentenschaft beschlossen, für die nationale Flugspende einen erheblichen Beitrag zu stiften und dafür den Faekelzug zur Bismarksäule am Sonnenwendtag ausfallen zu lassen.

„Gut,“ soll der Alte oben im Walhall gesagt haben, „diesen Beschluß muß ich loben, denn unter uns gesagt, ist mir in den letzten Jahren im Deutschen Reich oft viel zu lange gefaekelt worden.“

(Aus dem „Kladderadatsch“.)

Feuilleton

Die Auferstandenen.

Roman von Richard Voß.

Noch immer war es tiefer Winter. Die ungeheure wilde Steppe lag verschneit und vereist mit erstarrten Lebensgeistern. Nach allen Richtungen hin erstreckte es sich unabsehbar, unendlich, als würde von diesem Punkt der Erde aus die ganze Welt mit Schnee und Eis überzogen. Gewaltige graue Dunstwände hingen rings am Horizont vom Himmel herab wie die Gardinen eines Riesenamphitheaters. Jeden Augenblick konnte der Vorhang aufgehen und das Trauerspiel „Rußland!“ beginnen.

Das Personal zog bereits auf. Lange Kolonnen gespenstiger Nebelgestalten krochen über die Bühne; ein Chorus von Elenden, die lautlos litten, lautlos verzweifelten, lautlos starben. Ihre toten Leiber bedeckten den Boden.

Dunkle Dämpfe entwickelten sich, als qualme die winterliche Erde. Gleich Fetzen eines ungeheuren Trauerllors, von oben bis unten zerschlitzt und zerrissen, schleppte es über den fahlen Grund. In der Höhe löste es sich, verrann es in das allgemeine Grau des Himmels, der schwer und tief herabdrückte.

Vergeblich kämpfte die Sonne mit den Dünsten; nur zuweilen brach ein blutiger Strahl hervor. Wo der Glanz hinfiel, flammte es auf. Die Stämme eines Birkenwaldes entstiegen strahlend — ein Hain silberner Säulen — dem Nebel, um sogleich wieder darein zu versinken; denn schon war das schöne Himmelslicht von dem gierigen Gewölk aufgesogen worden.

In breitem, tiefem Bette durchzog ein mächtiger Strom in vielfachen Krümmungen das öde Land. Der Fluß war gefroren. An den jäh abfallenden, wild zerrissenen Ufern waren seltsame Laute vernehmbar; unter der starren Eisdecke klang es wie ruheloses Tasten geisterhafter Hände, wie ersticktes Aufschluchzen nach Befreiung, Licht, Leben.

Jetzt fuhr heulend der Sturm über die Steppe. Er hetzte die Nebel vor sich her, zerriß sie jagte sie auf, trieb den Himmel von der Erde zurück. Durch die Luft wirbelte der Schnee. Dort wurde er fortgeweht, hier türmte er sich empor. Schwarze Flecken erschienen auf dem lichten Boden, gleich einer Reihe von frischen Gräbern.

Schwärme von Raben erhoben sich mit heiserem Gekrächz. Sie mußten lange umherflattern, ehe sie einige verkrüppelte braune Weiden erspähten. Schneehühner trippelten aufgeregt hin und her, ein hungriger Wolf beschlich einen Hasen, der schrille Schrei eines Raubvogels gellte. Dann wieder tiefste Lautlosigkeit.

In schnurgrader Linie durchschnitt die Wildnis eine Straße, die so wenig befahren wurde, daß sie gänzlich verschneit lag. Aber heute, am Tage vor Ostern, kam unter dem dünnen Geklapper einiger blechernen Schellen, von drei lebensmüden Gäulen gezogen, eine Kabitka daher. Von Zeit zu Zeit machte der Kutscher den Versuch, seine Tiere anzutreiben; doch blieb es jedesmal bei einer trägen Handbewegung und einigen, in den Bart gemurmelten Liebesworten; es war schließlich ganz gleichgültig, wann man ankam. Der einzige Reisende — ein noch ziemlich junger Mann — mußte indessen anderer Ansicht sein. Tief vorgebeugt, schaute er starr ins Weite, als wollte er wenigstens mit seinen Blicken vorwärtskommen. Aber auch das hielt schwer; denn vor ihm türmte sich die Nebelmauer auf. Da er kei-

Pianos 

das beste deutsche Fabrikat
Alleinimporteur für den Staat São Paulo:
Barbosa & Lucchesi
Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO

nen Pelz besaß, hatte er sich in eine Pferddecke gewickelt, die jedoch von seinem mächtigen Körper nur Schultern und Brust bedeckte. Von Zeit zu Zeit schien er die Kälte zu fühlen; dann bemühte er sich, seine großen, roten Hände in die Ärmel seines Moskauer Studentenrocks zu stecken, was ihm niemals gelingen wollte. Sehr bald fuhr er aus seinem improvisierten Muff wieder hervor und fuchtelte mit beiden Armen in der Luft umher, wobei er sich der schönen Täuschung hingeben mochte, die müden Gäule damit zu größerer Eile anzutreiben.

Er besaß ein echtrussisches Gesicht mit tiefliegenden, melancholischen, grauen Augen. Bei Nase und Stirn hatte die Natur gekargt; vielmehr war sie damit nicht ganz fertig geworden. Denn die Stirn war zu kurz und die Nase zu stumpf geraten. Um so vollständiger waren die Wangen und der Mund ausgefallen, in dessen Kraft und frischer Sinnlichkeit sich die ganze Jugend des Mannes konzentriert zu haben schien. Der Flaum eines Bartes zeigte sich an seinem Kinn und das fahle Haar stieg ungepflegt borstenähnlich rings um die abgegriffene Pelzmütze auf. Mit dem Ausdruck von Ungeduld und Erregung auf seinem breiten, unschuldigen Gesicht hatte er etwas von einem großen Kinde, das den Anfang eines Festes nicht erwarten kann.

Ohne seine Haltung zu verändern, startete er unverwandt geradeaus, wo vor ihm die Welt in Schnee und Nebel versank. Aber, obgleich er es vor Ungeduld und Erwartung kaum auszuhalten vermochte, fiel es ihm doch nicht ein, den trägen Kutscher zu schnellerem Fahren aufzufordern. Einmal sprang er in seiner Aufregung aus dem Schlitten und lief stolpernd vor den Pferden her. Der Kutscher wollte ihm etwas zurufen, stieß jedoch nur einige dumpfe Laute aus.

Nachdem der Reisende einige Werst gelaufen, gab er die Saeh auf, bestieg sein Gefährt von neuem und kroch ergebungsvoll unter seine Decke. Es ward dunkel, eine sternenlose, windige Nacht brach an. Der junge Mann schauerte zusammen, lehnte sich zurück und versuchte zu schlafen. Vor seinen geschlossenen Augen stieg ein Gewimmel von Funken auf, die in schwindelerregender Schnelle vorüberstoben. Seine Gedanken verwirrten sich, eine bleierne Schwere senkte sich auf ihn, ihm war's, als stürzte er mit gefesselten Gliedern in einen bodenlosen Abgrund.

Unter den Tritten der Pferde und den Kufen des Schlittens knirschte der Schnee. Der Reisende horchte darauf. Zuerst deuchte es ihm wie fernes, leises Klirren und Schwirren. Das wuchs an, das schwoll auf zum Sausen und Brausen. Erschrocken fuhr er empor, ohne indessen imstande zu sein, die Augen zu öffnen.

Dann schlief er ein.

Ihm träumte: . . . Ein gewaltiges Weib erschien ihm; schattenhaft, als Phantom. Sie entstieg der Erde, die weit aufklaffte wie eine Gruft. Moder umhüllte sie. Ketten fesselten die starren Füße, schlangen sich um den hageren Leib, um die nackten.

totenhalten Arme. Ihr herrliches Antlitz war fahl, ausdruckslos — leblos. Wie in Wahnsinn stierte sie vor sich hin, geradeaus, in ein Nichts. Zuweilen seufzte sie, stöhnte sie. Es war ein schrecklicher Ton.

Da brauste es auf wie Sturm, wie Orkan. Eine wilde Stimme rief: „Frei!“ Und „Frei! — Frei! — Frei!“ tönte es fort und fort in hundertstimmigem, gellendem Echo. Der Boden erbebte und die Gruff wurde zugeschüttet. Blumen erblühten; blasse Glocken mit blutrotem Kelch. „Frei!“ seufzte das gewaltige Weib aus tiefster Brust und klirrend zersprangen die Ketten. „Frei!“ hauchte sie, und dem Träumenden war's, als vernähme er den mächtigen Atemzug, mit dem das Leben in ihr erwachte. „Frei!“ jubelte sie, schritt und bewegte sich — lebte! Aber noch tat sie beides wie ein lahmes, blindes Kind. Sie tappte, tastete. Nun war's, als ob sie sich besänne. Aber noch wußte sie nichts von Gedanken, noch hatte ihr erster Laut ihr nicht die Sprache gegeben. Denn da sie reden wollte, begann sie zu stammeln und zu lallen, bis ein Daseinsschauer durch ihren Leib lief, ein Lebenshauch über ihre Züge glitt. Sie öffnete den bleichen Mund und sog gierig die eiskalte Luft ein. Dabei quoll ein Blutstropfen zwischen ihren Lippen hervor.

Lange Zeit stand sie bewegungslos. Dann schien ihr etwas zu fehlen und sie begann zu suchen; rasch, hastig, angstvoll. Sie schien nicht zu finden, sie sank nieder und wühlte mit ihren Händen unter dumpfem Aechzen den Boden auf, darin sie begraben gelegen.

Was mag sie suchen? dachte der Träumende schauernd. Sie hatte seine Gedanken erraten. Ohne Unterlaß wühlend und grabend, wandte sie sich um nach ihm, stierte ihn aus hohlen Augen an und lallte: „Meine Seele.“

Mit einem Aufschrei erwachte Sascha.

Das russische Volk — das freie russische Volk suchte voller Todesangst seine Seele.

Erstes Kapitel.

In Eskowo, einem nordrussischen Steppendorf von etwa 300 Einwohnern — noch bis vor kurzem hieß es „Seelen“ — rüstete man das Osterfest des Jahres 1879. In den Häusern, elenden Baracken aus Birkenstämmen und Lehm, wurden ernstliche Reinigungsversuche unternommen; man schaffte den Kot hinaus und ließ den Schmutz liegen. Nur die „heilige Ecke“ erfreute sich einiger Sauberkeit. Dort war der Boden wenigstens trocken und zum Ueberfluß sogar mit Buchs bestreut, den die Kinder unter lautem Jubel aus dem Schnee gegraben hatten. Das Heiligenbild selbst, dessen Antlitz mit starren, braunen, byzantinischen Zügen feierlich genug aus seiner Umrahmung von getriebenem Kupfer hervorsah, schmückten Birkenreiser, mit langen Streifen farbigen Papiers und Goldschaum behangen. Geweihte Kerzen brannten davor.

Schon stand in der Nähe des gewaltigen Ofens die Ostertafel gerichtet. Sie war gedeckt mit bunt-säumigem Sonntagslinnen, dicht besetzt mit bemalten hölzernen Tellern, Schüsseln und Krügen, schwer beladen mit Festspeisen; gedörrten und gesalzenen Fischen, geräucherten und gebratenem Fleisch, Steppenhühnern, Hasenpastetchen, eingemachten Schwämmen, Gurken und Backwerk aus Honig und Anis. Ein stattliches Tonfäßchen enthielt den vielgeliebten Kwaß, im Ofen kochte die Kohlsuppe und die mit Pfeffer gewürzte Grütze, brieten die Piroggen.

Vom frühesten Morgen an wurden die beiden Badestuben des Dorfes geheizt. Jung und alt nahm Dampfäder. Wer zu den Honorationen von Eskowo

gehörte, bewies seine Ansprüche auf Ansehen dadurch, daß er sich kräftig mit Birkenruten streichen ließ. Von Zeit zu Zeit sprang die Tür des Badehauses weit auf, eine Dampfwolke quoll heraus, aus der sich eine Schar nackter Kinder entwickelte. Schreiend liefen sie auf die Gasse, wälzten sich im Schnee und stürzten dann, rot wie gesottene Krebse, wieder zurück in die Glut.

So trieb man es bis zum Abend. Dann gingen die Leute heim und legten die Festkleider an; die Männer den sonntägigen Schafpelz, die Frauen und Mädchen ihre schönen und feierlichen weißen Wollengewänder. Sie trugen reichen Schmuck und auf dem Kopf glänzte der Powoinik wie ein Diadem.

Am Abend saß Wera Iwanowna, die Tochter des Starosten, von Kindern unringt in der väterlichen Hütte. Während sie Mädchen und Knaben das Haar kämmt, versuchte sie, ihnen begreiflich zu machen, weshalb in Rußland so lange Winter sei. Die Kleinen prangten bereits in ihren Festkleidern und harrten ungeduldig des Augenblicks, wo sie aus der Abendschule entlassen werden sollten. Darauf würde alsdann jedes sein Licht anzünden und alle gemeinsam in die Kirche ziehen, deren Fenster bereits hell erleuchtet durch die Winternacht strahlten. Doch hatten die Kinder das junge Mädchen mit den ernstesten, schönen Gesicht viel zu lieb, um sich nicht alle Mühe zu geben, ihre Ungeduld zu bemeistern und aufmerksam zuzuhören.

Wera sprach mit tiefer, weicher Stimme, oft stotternd und abbrechend. In ihrem Wesen lag etwas seltsam Befangenes, zugleich Feierliches. Als das letzte der Kinder mit möglichst glattgekämmtem Kopf vor ihr stand, faltete sie die großen, weißen Hände im Schoß und sah darauf nieder: So konnte sie besser reden.

„In anderen Ländern, meine Lieblinge, ist's jetzt bereits Frühling, in anderen Ländern blühen jetzt auf den Wiesen bereits Primeln und Veilchen und die Birken haben längst Blätter. Bei uns ist's immer noch Winter.“

Sie schweig, hob den Kopf und sah mit müdem, verschleiertem Blick zum Fenster hinaus auf die öde, winterliche Landschaft.

„Warum ist's bei uns immer noch Winter?“

Wera wandte ihr Gesicht dem kleinen Frager zu. Sie antwortete mit einem Seufzer; dann besann sie sich: „Weißt du das nicht mehr? Wer von euch hat es sich besser gemerkt?“

Eine Weile allgemeines Schweigen; dann streckte ein kleines rothaariges Mädchen den Arm in die Höhe.

„Ich weiß es.“

„So sag's.“

„Weil — weil — —“

Die Kleine schien rettungslos ins Stammeln zu geraten; aber plötzlich fiel es ihr ein: „Weil bei uns Rußland ist,“ deklamierte sie triumphierend.

„Weil bei uns Rußland ist,“ wiederholte die junge Lehrerin leise und langsam. Dabei blickte sie wieder auf und hinaus; müde und hoffnungslos.

„Du, Wera Iwanowna, warum ist's bei uns in Rußland nicht auch wie in anderen Ländern?“ forschte eine kleine Wißbegierige. „Wir wollen auch zu Ostern Blumen haben, Primeln und Veilchen.“

Wera, ihre Gedanken sammelnd, belehrte: „In Rußland ist der Winter viel länger als in anderen Ländern, weil bei uns die Sonne viel weniger warm scheint. Paßt gut auf! Die Sonne scheint in Rußland viel weniger warm, weil —“

Sie stockte. Sie suchte nach dem rechten Worte, nach dem rechten Gedanken, fand jedoch beides nur mühsam und unvollkommen.

„Bei uns in Rußland ist es viel kälter als in an-

deren Ländern, weil unser armes Rußland so weit von der Sonne entfernt liegt. Deshalb grünt und blüht bei uns alles viel später; denn nur da, wo die Sonne recht warm und hell hin scheint, kann es wachsen und gedeihen!“

Sie schwieg, atmete schwer und sah hilflos um sich.

Ein feines Stimmchen rief: „Ich denke mir etwas. Darf ich's sagen?“

Wera ermunterte den kleinen Zögling: „Gewiß darfst du es sagen. Du mußt stets sagen, wenn du dir etwas denkst und stets, was du dir denkst. Der Mensch darf niemals anders reden, als seine Gedanken sind, sonst ist er ein schlechter Mensch. Und du willst doch ein guter Mensch werden. Das wollen wir alle. Also was denkst du?“

„Es ist gar nicht hübsch vom lieben Gott, daß er Rußland jedes Jahr einen so langen und kalten Winter schenkt. Hat Rußland dem lieben Gott etwas zuleide getan?“

Wera heftete ihre schwermütigen Augen auf den Knaben. Der kleine Kerl schaute ganz trotzig drein; doch konnte sein kindlicher Eifer der Lehrerin kein Lächeln abgewinnen. Sie rief ihn zu sich, legte ihre Hand auf sein helles Haar und sagte laut und feierlich: „Auch Rußland wird von Gott geliebt. Und Gott mag wohl so streng gegen Rußland sein, damit hier die Leute besser werden als in anderen Ländern; die kleinen Knaben brave Männer und die kleinen Mädchen wackere Frauen. Wenn es in Rußland recht viele brave Männer und wackere Frauen gibt, schenkt ihnen der liebe Gott immer mehr von seinem warmen goldenen Himmelslicht. immer, immer mehr! Dann werden bei uns auf den Wiesen Primeln und Veilchen ebenso früh blühen, wie in anderen Ländern.“

Ihre Feierlichkeit machte den Kindern bang. Alle waren still. Der Knabe, der mit dem lieben Gott unzufrieden war und auf dessen Kopf Weras Hand noch immer lag, schmiegte sich an das Mädchen und flüsterte: „Wenn wir recht brav werden, schicken sie uns dann nach Sibirien und in die Gruben wie meinen Vater?“

Leidenschaftlich drückte Wera das Kind an sich und rief: „Es wird eine Zeit kommen, wo in Rußland niemand mehr nach Sibirien und in die Gruben geschickt wird — niemand, der ein braver Mann ist.“

„War dein Vater kein braver Mann?“

„Dein Vater war ein Held, ein Märtyrer!“

Ihre bleichen Wangen überfloß ein tiefes Rot, ein heißer Glanz strahlte in ihren Augen auf. Sie erhob sich und stand mitten unter den Kindern mit leuchtendem Gesicht.

„Ich will auch ein Held werden, sie sollen mich auch nach Sibirien schicken,“ rief der junge Sohn des Nihilisten.

Die Kinder begannen zu flüstern und zu kichern; aber Wera nickte dem kleinen Zukunftshelden ernsthaft zu: „Wenn ihr erst groß seid, wird alles anders geworden sein: alles besser, viel, viel besser! Ihr versteht es nicht und ich kann es euch auch nicht sagen. Wenn dann alles anders und besser ist, so gedenkt der Heiligen des russischen Volkes: nicht nur derer, welche in den Kirchen wohnen und von euch angebetet werden, sondern eurer Väter, von denen niemand weiß und die doch für alle gelitten haben; von denen viele für uns gestorben sind. — Und jetzt müßt ihr in die Kirche.“

Ein fröhliches Getümmel entstand. Jedes Kind suchte sein Licht. Dann ging es ans Anzünden, was durchaus nicht so bald geschehen war; aber schließlich flackerte über jedem festgeschlossenen Händchen eine kleine Flamme.

Wera war beiseite getreten und blickte mit herzlichem Anteil auf das Treiben des jungen Völkchens. Die kleine Marfa kam zu ihr.

„Du hast ja dein weißes Kleid noch nicht an. Gehst du nicht mit in die Kirche?“

„Ich bleibe zu Hause.“

„Bist du krank?“

„Ich bin nicht krank; aber — —“

Wieder fehlten ihr die rechten Worte. Wie hätte sie auch dem Kinde erklären sollen, weshalb sie am heiligen Osterfest ihr weißes Gewand nicht trug und nicht mit in die Kirche ging.

Hastig bückte sie sich und küßte das Mädchen auf die Stirn. Das meinte wichtig: „Wenn du nicht mit in die Kirche kommst, wird der Pope böse auf dich.“

Das hörte der junge Dimitri.

Er stellte sich breit vor Wera auf: „Aber schlagen soll er dich nicht!“

Er war ganz aufgeregt. Wera suchte ihn zu beruhigen: „Ich lasse mich nicht schlagen.“

„Meine Mutter wird alle Tage geschlagen,“ verriet einer.

Er sollte den anderen nichts voraus haben; denn sogleich meldete ein zweiter: „Meine Mutter auch — vom Vater, alle Abend. Dann schreien sie.“

Nun kam es heraus. Die meisten Mütter wurden geschlagen, mitunter auch die Väter. Vater und Mutter tranken Brantwein — jeden Abend! Dann schrien sie und schlugen sich.

Blaß und stumm stand Wera und hörte zu. Sie wagte nicht aufzusehen und in die unschuldigen Kindergesichter zu blicken. Sie schämte sich, als wäre sie es, die täglich von rohen Händen geschlagen würde.

Sie mußte sich anstrengen, zu sprechen: „Aber fetzt fort mit euch. Ihr wißt doch, weshalb ihr diese Nacht in die Kirche geht?“

„Heute gibt's Kwaß und Kohlsuppe. — Ja, und Piroggen! — Und Fleisch! — Pastetchen!“ jubelte es durcheinander.

Wera wollte die Kinder belehren: sie wollte ihnen sagen: „Ihr feiert heute das Osterfest: Christus ist von den Toten auferstanden.“

Aber sie schwieg. Es waren Wunder, die sie mit Ehrfurcht erfüllten, die sie jedoch nicht begriff.

Sie schickte die Kinder hinaus.

„Morgen vormittag kommt ihr wieder. Was willst du, Kleine?“

„Meine Mutter erlaubt nicht, daß ich wiederkomme,“ schluchzte das Kind. „Sie läßt dir sagen: das wäre nun einmal so, der Pope hab's ihr's verboten. Der Pope hat gesagt, du hotztest uns auf. Ja, und noch viel mehr hat der Pope gesagt, ich hab's nur wieder vergessen. Sie sind alle böse auf dich: du wärst gar keine Christin.“

Die Kinder waren still geworden. Scheu blickten sie auf Wera, die sich mit der weinenden Kleinen beschäftigte und diese schnell zu beruhigen wußte.

„Ich werde morgen deine Mutter besuchen und mit ihr reden. Jetzt geht, sonst kommt ihr zu spät.“

Hand in Hand traten sie hinaus in die finstere, kalte Nacht. Die Wachskerzen hielten sie dicht vor ihren Gesichtern, so daß man bei der tiefen Dunkelheit von den winzigen Gestalten nur die Köpfe sah. Die grell beleuchteten blühenden Kindermienen mit den strahlenden Augen und den lachenden Lippen tauchten auf aus der Finsternis und schwebten dahin wie eine Schaar geflügelter Engelsköpfe — so dachte Wera, am Fenster stehend und ihren kleinen Freunden nachblickend, bis sie von dem Zuge der übrigen Kirchgänger aufgenommen wurden.

Der jungen Lehrerin von Eskowo ward das Herz schwer.

... Da trippeln sie hin, mit ihren Lichtern durch die Osternacht wie vom Himmel gefallene Sterne. Arme, junge Brut! Jetzt noch so froh, so gut, so unwissend; die rosigen Blumenknospen des russischen Winters. Das wird bald anders sein. Aber sind sie nicht frei geboren, sollen sie nicht frei bleiben? Frei. Das ist auch eines von den Worten, bei denen das russische Volk sich nichts denken kann. Man müßte es ihm erklären, damit es wüßte: Wir sind frei! damit es mit seiner Freiheit etwas anfangen könnte. Aber so, wie es nun einmal ist, weiß es nichts davon. Was kann ich tun, um zu erfahren, was das russische Volk mit seiner Freiheit anfangen soll? Niemand sagt es mir. Ueberall Elend und Jammer und — Unwissenheit. Und nirgends Hilfe. Was kann ich tun, um zu helfen?

Sie starrte hinaus, als erwarte sie die Antwort auf ihre angstvolle Frage von draußen. Aber die Nacht blieb schwarz und der Lichtschein, der aus der Kirche drang, wußte ihr auch nichts zu sagen, so gern sie seine Sprache vernommen und verstanden hätte.

Zweites Kapitel.

In die Stube trat Weras Vater, der Starost Iwan Iwanowitsch Martinow. Es war ein Mann in den Fünfzigern, klein und vertrocknet, gleichsam gedörrt; mit Beinen, die in dem kurzen Oberleib wie falsch eingeschraubt saßen. Sein farbloses Haar hing ihm glatt abgeschnitten bis tief in die Augen, die wie hinter einem Vorhang schau und tückisch hervorblinzelten, wenn sie nicht den starren, gläsernen Blick des Berauschten hatten. Auch der untere Teil des Gesichts war mit Haaren bedeckt.

Er hatte die Angewohnheit, unaufhörlich zu schwatzen und mit den Armen in der Luft herumzufuchteln, als erlebte er noch immer die schönen Tage der Knute, die er einstmals über die unglücklichen „Seelen“ Eskowos geführt hatte. Auch in nüchternen Stunden hatte er einen schleppenden, schwankenden Gang und eine weinerliche Stimme. Da er Tag und Nacht, betrunken oder nicht betrunken, auf dem Ofen lag, so roch er wie ein geräucherter Stör, dessen Farbe er mit den Jahren auch angenommen hatte. Brutal und feig zugleich, käuflich und träge, schmierig an Leib und an Seele, war er der echte Typus des Starosten eines nordrussischen Steppendorfes.

Als er zu seiner Tochter ins Zimmer trat, war seine Stimme gerade im Begriff, sich zu metamorphosieren. Er schluchzte: „Eh, Töchterchen, Täubchen, zur Kirche!“

Wera trat vom Fenster zurück und ging auf den Berauschten zu: „Was soll ich wohl in der Kirche?“

Auf diese Frage war das Väterchen nicht gefaßt. Im Tone tiefsten Ueberlegens kam es von seinen Lippen: „Eh — was sollst du wohl in der Kirche? Eh?!“ Plötzlich fiel es ihm ein: „Trost in Leiden suchen, mein Seelchen,“ wimmerte er.

„Trost in Leiden? Der Pope wird kreischen, daß die Leute heute nacht nicht zu viel Branntwein trinken sollen und wird der erste sein, der sich im Straßenkot wälzt.“

Wera sagte das ruhig und gleichmütig, wie eine Sache, die sich von selbst versteht. Sie sah dabei ihren Vater an, mit ihrem gewöhnlichen, tieftraurigen, müden Blick, unter dem Iwan Iwanowitsch sich indessen förmlich krümmte. Doch als Starost von Eskowo mußte er den Popen von Eskowo entschuldigen.

Er tat es aus tiefster Seele.

„Schimpf nicht auf den Branntwein. Solch guter

Branntwein! Mußt den armen Väterchen ihren Branntwein lassen. Was Warmes im Leib: Trost in Leiden.“

Und er begann laut zu schluchzen. Aber auch daran war seine Tochter gewöhnt; ihre Antwort klang, als spräche sie zu sich selbst: „Beim Popen und im Branntwein Trost in Leiden suchen. Alle Tage betrunken, alle Tage eure Weiber schlagen oder euch von euren Weibern schlagen lassen. und dann: Trost in Leiden im Branntwein suchen! Wie soll ich es euch nur sagen, daß wir für unsere Leiden — die groß sind — anderswo Trost suchen müssen, als beim Popen und im Branntwein.“

Der Starost murmelte allerlei Klägliches in den Bart, wobei er unverwandt nach dem festlich gedeckten Tisch hinüberblinzelte, dessen Herrlichkeiten er schon jetzt schmatzend genoß. Der Duft der Kohl- und Fischsuppe durchdrang das ganze Haus. Und da stand ja auch der Kwaß! Die großen Leiden des russischen Volkes kamen dem Starosten von Eskowo in diesem Augenblicke recht erträglich vor.

Die Stimme seiner Tochter riß ihn aus seiner optimistischen Lebensanschauung. Sie konnte so ernst und streng klingen, diese Stimme, ganz anders, als die des Popen.

„Ich habe es Ihnen, Iwan Iwanowitsch, längst einmal sagen wollen. Anna Pawlowna, unsere Herrin, befindet sich in Moskau. Sie hat uns freigegeben; im übrigen kümmert sie sich nicht um uns. Wir sind arm und unwissend, aber wir sind keine Leibeigenen mehr. Sie sind der Starost des Dorfes, Sie sind ein freier Mann. Sie gelten hier etwas, Sie könnten hier Gutes tun. Verstellen Sie mich: Gutes könnten Sie hier tun! Das ist etwas Großes, etwas Heiliges; ja, das ist es. Der russische Bauer hat einen solchen Starrsinn, eine solche Gleichgültigkeit! Ihm ist alles gleich, alles bleibt beim alten. Und doch muß etwas geschehen — was, das weiß ich ja nicht. Aber wir müssen etwas tun, sonst wird es schlimmer und schlimmer, wo es doch hohe Zeit ist, daß es besser und besser werde. Trost in Leiden geben, das ist nichts: Hilfe in Leiden, das ist alles. Aber wo ist die Hilfe?“

Sie sah sie nicht, sie sah sie nirgends, unwissend, wie sie war. Der Starost hörte anfänglich voller Zerknirschung zu; als er aber merkte, daß seine Tochter an ihm vorbeiblickte, in die Nacht hinein, schlich er sich zum Tisch und stahl eine Gurke, an der er andächtig saugte, während Wera fortfuhr: „Ich weiß, wodurch es so schlimm bei uns steht: durch die Beamten; sie sind das Unglück von Rußland, Rußlands Elend und Schande: denn vom Starosten angefangen, bis hinauf zum Gouverneur sind es schlechte Beamte. Der Zar soll uns andere Beamte geben, dann wird er anderes Volk haben.“

Aber da brach das Väterchen in ein Jammergeschrei aus. An dem letzten Stück der Gurke würgend, ächzte der würdige Beamte von Eskowo: „Wera Iwanowna, Töchterchen; stürze dein Väterchen nicht ins Unglück. Was kann es tun? Darf sich nicht regen, wird unterdrückt, unterdrückt. Und dann nicht mal Trost in Leiden — —“

Schluchzend verstummte er. Sein Blick klammerete sich Hilfe suchend an das Tonfäßchen. Er fühlte sich so elend, daß ihm ganz schwach wurde. Er wankte hin, legte die Hand an den Spund, wandte sich nach Wera um und meinte pffigig: „Kwaß ist nicht Branntwein. Eh, Töchterchen?“

„Es steht auch Branntwein auf dem Tisch,“ erwiderte Wera verächtlich.

Drittes Kapitel.

Voll und feierlich klang das Geläut der Glocken durch die Osternacht. Wera war allein im Hause.

Sie versuchte, sich zu beschäftigen, aber es ging ihr alles schwer von der Hand; sie war zu allem so ungeschickt! Ihr einziges Talent bestand in der Sehnsucht: sie sehnte sich unsäglich, etwas zu vollbringen, etwas zu tun, etwas zu helfen — irgend etwas! Sascha, ihr Gespieler, ihr Jugendfreund, der Student in Moskau war, der tat etwas, der vollbrachte etwas, der half, daß in Rußland weniger Unwissenheit und Unfreiheit ward. Aber seit Jahren hatte sie nichts von Alexander Dimitritsch gehört; auch er hatte sie verlassen.

So verzehrte sich denn dieses Mädchen in Sehnsucht nach Taten. Ihr war's, als wäre es auch in ihrer Seele Winter. Wie schön müßte es sein, wenn auch die Menschenseele ihren Frühling bekam, wenn auch in das starre Gemüt des Unglücklichen die Sonne hinein schien, die Eisesrinde des Jammers hinwegtaut: tausend Triebe regen sich, alles drängt zum Licht, hundertfältig sprießt, grünt, blüht es im Herzen.

Die Haustür wurde geöffnet, die Einsame hörte Schritte im Vorraum, und dann von einer sanften, zärtlichen Stimme ihren Namen rufen: „Wera!“

„Ich bin hier, Tania. Komm herein!“

Die Tür ging auf und über die Schwelle trat, gleich einem Seraph, der die Osterverkündigung brachte, ein junges Mädchen im weißen Festgewand, eine brennende Kerze in der Hand. Der Sitte gemäß hatte sie für die Osterfeier das Haar aufgelöst; fast bis zu den Knien fiel es in rötlichem Glanz herab, sie hätte sich darin einhüllen können. In dieser strahlenden Umgebung erschien ihr rosiges Gesichtchen wie ein byzantinisches, auf Gold gemaltes Heiligenbild.

„Heilige Osternacht, Wera.“

„Heiliges Aufstehen, Tania.“

Wera ging ihrer Freundin entgegen und führte sie ins Zimmer; dabei rief sie in den dunklen Vorraum hinaus: „Komm doch auch herein, Colja!“

Ein dumpfes Knurren antwortete; dann ein mächtiges Stampfen auf dem harten Lehmbooden, ein heftiges Schnauben und Colja kam „auch“ herein. Es war der Knecht Tantias, ein ungeschlachter, häßlicher Mensch, der sich in den vierzig Jahren seines Lebens noch immer nicht an sich selbst gewöhnt hatte und aus einem dumpfen Erstaunen über das Riesenmaß seines Leibes gar nicht herauskam. Er schien geboren zu sein, um über jeden denkbaren und undenkbaaren Gegenstand zu stolpern; die Dinge schienen nur da zu sein, damit er daran Anstoß nehmen konnte. Dabei sah er sich pflichtschuldigst jedes Ding, das für seinen gewaltigen Körper ein Hindernis abgegeben, aufmerksam an; und selbst bei Sturm und Regen, oder beim härtesten Frost konnte er betroffen werden, wie er tiefsinnig und mit höchster Entrüstung einen Stein, einen Baum oder einen Graben betrachtete, der ihn soeben zu Fall gebracht. War er einmal so glücklich oder so unglücklich, durchaus keinen Gegenstand des Anstoßes zu finden, so wußte er sich nicht anders zu helfen, als unter Aufbietung seiner ganzen Einbildungskraft an allerlei imaginären Steinen und Ecken anzurennen. Ebenso stolperte dieser merkwürdige Mensch über jeden Begriff und wenn es der Begriff war, daß Colja ein Knecht und kein Leibeigener, daß Branntwein ein angenehmes Getränk, Nichtstun eine angenehme Sache sei, und daß die Herrin, das Täubchen Tania Nikolajewna eine — — — Aber dafür fehlte ihm überhaupt jeder Begriff, jeder Ausdruck. Er hatte einen Mund, so groß, und Augen, so klein, wie das überhaupt nur möglich war. Mit dem Blick eines mürrischen, schläfrigen Hundes pflegte er unverwandt seine junge Herrin anzustarren und sprach er einmal, daß heißt, stieß er einmal einige

heisere Gurgeltöne aus, so geschah es, um mit seiner Herrin zu reden, oder über seine Herrin lange, unverständliche Monologe zu halten.

Jetzt stand er hinter ihr, in der Nähe der Tür an der Wand lehrend wie der mürrische Trabant einer Elfenkönigin, der seine Gebieterin zu den Menschen begleitet hat und nun Wache hält, daß die Erde nicht den Saum des Kleides Ihrer luftigen Majestät beflecke.

„Wie gut von dir, daß du gekommen bist. Ich fühlte mich gerade recht einsam,“ vertraute Wera der Freundin an; durch den Gegensatz mit der Liebliehen erschien Wera noch ernster und herber.

„Ich mußte hier vorbei und wußte, daß du zu Hause bleiben würdest. Colja verriet es mir.“

Sie wandte sich nach ihm um und lächelte den Unhold so holdselig an, daß dieser seine Augen in beängstigender Weise aufriß und es fast zu einer Rede gebracht hätte: „Ja, Tania-Nikolajewna, Täubchen — —“

Das übrige ging unter in Gebrumm.

Die beiden Mädchen setzten sich und plauderten leise.

„Aber du kommst zu spät zum Gottesdienst,“ meinte Wera besorgt.

„Ich schleiche mich wohl noch ein, ohne daß der Pope mich sieht. Du sollst hier nicht so verlassen sitzen.“

„Hat Wladimir Wassilitsch aus Moskau geschrieben?“

„Schon lange nicht mehr.“

„Du brauchst darüber nicht traurig zu sein; er liebt dich zärtlich.“

„Er ist so wild.“

„Er ist der wahre Freund des russischen Volkes.“

„Was tut er in Moskau?“

„Sascha ist ja auch dort.“

„Das ist mein Trost. Sascha ist ein solch guter, starker Mensch. Wo Sascha ist, kann nichts Böses geschehen.“

„Böses? Was redest du?“

„Wera, Wera, was tun sie in Moskau?“

Die Angst erstickte ihre Stimme; aber Wera geriet in Begeisterung: „Was sie tun? Gutes, Großes; sie lernen! Sie, die Söhne von Leibeigenen, unterrichten sich über alles, was der Mensch wissen muß, wenn er in seiner Seele ein freier Mensch sein will. Ich kenne Sascha. Ich weiß, daß er lernt, um helfen zu können. Und du solltest deinen Verlobten besser kennen. Der Name Wladimir Wassilitsch wird für das russische Volk einst der Name eines Helden sein. Und du dann dieses Helden Weib. Du weinst.“

Colja ward an der Tür unruhig. Er stieß gurgelnde Laute aus und geriet in eine schwankende Bewegung; ganz wie ein Bär. Dann rieb er seine gewaltigen Hände gegen seine Stirn und starrte ingrinnig nach der heiligen Ecke hinüber, wo die Mädchen unter dem Madonnenbilde Platz genommen. Wera saß im Schatten, aber auf Tania fiel der Kerzenschein und verklärte die liebliche Gestalt. Sie hob ihr tränenüberströmtes Gesichtchen zur Freundin auf, ein Bild holdseligsten, hilflosesten Leidens. Colja fühlte einen dumpfen Trieb, zu ihr zu gehen, eine der geweihten Kerzen anzuzünden, sich auf die Knie zu werfen und alles herzumurmeln, was er an Gebeten wußte. Das war freilich nicht viel.

Auf Weras Gesicht war ein Ausdruck tiefsten Mitleids erschienen, welcher die strengen Züge wie ein Schein überflog. Sie neigte sich über die Traurige und flüsterte: „Warum weinst du, Tania?“

„Weil mir so bang ist, weil uns ein großes Unglück bevorsteht.“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Wladimir ist so wild, sage ich dir. Er kann so schrecklich hassen.“

„Wen haßt er?“

„Ach ich weiß es auch nicht; aber ich glaube alle, die das Volk bedrücken. Die Briefe, die er mir bisweilen durch einen Boten zuschickt, sind fürchterlich. Niemals ein Wort von Liebe zu mir; nur von Haß ist die Rede, immer nur von Haß! Er schreibt mir: Ich liebe ihn nicht, wenn ich nicht alle die haßte, die er haßt. Sie wären die Verderber Rußlands.“

„Das sind sie!“ rief Wera. Sie war aufgestanden. „Sie müßten alle sterben.“

„Sterben?!“

„Alle, alle! Erst dann kämen bessere Zeiten für Rußland, denn dann würde in Rußland das Volk herrschen.“

„Das Volk herrschen? Was versteht das Volk davon? Das Volk weiß ja nicht einmal, was ihm fehlt, weshalb es unglücklich ist. Es müßte dem Volke erst gesagt werden, das Volk müßte erst lernen, nicht unglücklich sein zu wollen. Es regt ja keine Hand, läßt alles gehen, wie es gerade geht, ist ganz dumpf und stumpf. Und dann in Rußland das Volk herrschen! — — Was willst du, Colja?“

Er wollte nichts, gar nichts! Er brummte und murrte nur. Nicht einmal das Glas Kwas, welches Wera ihm einsehenkte, wollte er austrinken: Tania Nikolajewna, das Täubchen, schluechte immer noch.

„Was schreibt dir Wladimir sonst in diesen heimlichen Briefen?“

Sie stand, vergebens bemüht, ihre Aufregung niederzukämpfen, mit angehaltenem Atem auf die Antwort wartend.

„Was er sonst schreibt? Sonst nichts. Es ist immer dasselbe, in jedem Briefe dasselbe. Er wird gewiß recht haben.“

„Er hat nicht recht. Aber Colja, so sei doch still.“

Aber Colja war nicht still; Colja fuhr fort, vor sich hin zu murmeln und zu murren.

„Ich glaube, daß er recht hat,“ sagte Tania leise und eine tiefe Röte überzog ihr Gesicht. Die sanften Augen bekamen Fieberglanz, sie erhob sich und trat von Wera fort. Eine Pause entstand.

„Wann denkst du, daß dein Verlobter zurückkommen wird?“

„Er wird gar nicht zurückkommen.“

„Wie?“

„Er wird nach mir schicken, wenn er es an der Zeit hält.“

„Und dann?“

„Dann werde ich zu ihm gehen.“

„Aber deine Eltern?“

„Dann werde ich zu ihm gehen,“ wiederholte Tania und sie setzte hinzu: „Ich bitte Gott, die Madonna und alle Heiligen jeden Morgen und Abend, daß er bald nach mir schicken möge.“

„Wirst du allein gehen?“

„Colja begleitet mich — natürlich.“

Jetzt kam der große Augenblick: Colja sprach und wie sprach er!

„Colja begleitet sie — natürlich! Wera Iwanowna, Mütterchen, seien Sie unbesorgt: Colja begleitet das Täubchen. Wenn es fortflattert, flattert Colja mit — natürlich! Colja ist ein Knecht, Colja tut, was man ihm befiehlt. Ruft die Herrin: Colja hier! kommt Colja her — natürlich! So ist's.“

Es war die längste Rede, die er jemals gehalten. Vollständig erschöpft sank er gegen die Wand und schloß die Augen. Da hörte er Tania leise auflachen; über Colja — natürlich! Fast hätte er vor Vergnügen mitgelacht. Statt dessen leerte er das Glas Kwas, das er immer noch in der Hand hielt. Jetzt konnte er trinken: Tania Nikolajewna hatte gelacht.

Viertes Kapitel.

Als Wera wieder allein war, löschte sie die Lampe, die auf dem Tische stand, so daß in dem großen Gemach nur in der heiligen Ecke ein Licht brannte; darauf setzte sie sich ans Fenster, drückte ihre Stirn gegen die kleinen, trüben Scheiben und starrte hinaus. Noch immer zogen die Leute der Kirehe zu. Warum sie nicht? Der Gekreuzigte, der Begrabene, der Auferstandene ließ heute alle zu sich kommen. Warum kam sie nicht? Wie oft hatte sie sich diese Frage vorgelegt. Aber sie fand niemals eine Antwort. Und diese Sehnsucht in ihr! Wonach? Sieh auch an ein Kreuz schlagen zu lassen. Wofür? Um des Leidens Rußlands willen. Und zu Ihm, der sich um des Leidens der Welt willen hatte ans Kreuz schlagen lassen, ging sie nicht, wenn die Osterglocken zum Grabe des Auferstandenen riefen? Hatte Christus denn die Welt erlöst?

Es ist so lange her, dachte sie, daß Christus am Kreuz gestorben und nach drei Tagen wieder auferstanden ist von den Toten; es ist so viel darum gebetet und gedankt worden — beinahe zweitausend Jahre! Wenn einmal das russische Volk sein Osterfest hat, wollen wir es feiern und dafür danken — auch zweitausend Jahre! Gekreuzigt wurde es ja oft genug, daß sein armer Leib nichts trägt, als blutige Wunden. Und ich selbst — — Herr, Herr, wecke mich! Ich bin wie in einem Grabe. Wenn ich meine Hände bewegen und ausstrecken könnte, müßte ich den Deckel meines Sarges fühlen. Aber ich kann mich nicht regen. Und wenn es über mir Frühling wird, weiß ich nichts davon. Wecke mich! Herr, Herr, wecke mich! Du kannst Wunder tun. Tue an mir ein Wunder! Rühre mich an und sprich: Weib, steh' auf und wandle — lebe!

Sie fiel mit dem Kopf gegen die Wand und während aus der Kirche der Gesang der Gläubigen zu ihr herüberdrang, betete sie, daß ihre Seele geweckt werde, daß die Seele des russischen Volkes auferstehen möchte aus tausendjähri- gen Todesschlaf.

... Wera Iwanowna war das einzige Kind ihrer Eltern. Ihre verstorbene Mutter hatte in ihrer Jugend in dem Rufe gestanden, eine große Schönheit zu sein. Diese Frau kam mit ihrem zwölften Jahre auf den Hof, wo sie zuerst für die niedrigsten Küchenarbeiten verwendet wurde, aber schnell bis zur Zofe der Herrin avancierte. Von dieser ward sie bald gestoßen und geschlagen, bald mit Zuckerwerk gefüttert und mit Putzsachen beschenkt. Im Winter wurde sie mit nach Moskau genommen. Plötzlich fiel sie bei der Herrin in Ungnade und ward in aller Eile mit Iwan Iwanowitsch, einem berühmten Trunkenbold auf dem Steppengut Eskowo, verheiratet. Der Mann der hübschen Person war ein Mensch, der infolge seines Lasters zu nichts anderem zu verwenden war, als zum Knuten, ein Geschäft, dem er sich mit ganzer Seele und beiden Fäusten hingab. Bereits nach einigen Monaten wurde Wera geboren und ihre Geburt kostete der schönen Mutter das Leben. Das Kind wäre elend umgekommen, hätte nicht eine Nachbarin Erbarmen gefühlt. Der Mann dieser mitleidigen Frau arbeitete wegen Auflehnung gegen den Verwalter bereits seit fünf Jahren in den Bergwerken; er hatte nur einen Sohn zurückgelassen, ein starkes, plummes unschönes Kind, das sich vor anderen Kindern seute, niemals spielte und am liebsten einsam in irgendeinem Winkel hockte.

Kaum war das kleine Mädchen im Hause, so ging mit dem Knaben eine wunderliche Veränderung vor. Er erwachte aus seiner Stumpfheit, es kam Leben und Jugend in ihn. Wenn das fremde Kind schrie, geriet er außer sich, gab sich nicht eher zufrieden, als bis es beruhigt war. Unaufhörlich plagte er seine Mutter mit der Kleinen: alles, was sie zu

essen hatten — es war wenig genug — sollte das Mädchen bekommen. Daß seine Mutter den Säugling nicht mit Stör und Kwas, den beiden größten Leckerbissen, die die Welt für ihn besaß, auffütterte, verzicht er ihr nicht. Den ganzen Tag schleppte er sich mit dem Püppchen herum, glücklich, wenn es mit den winzigen Händchen nach ihm griff und ihn an seinem struppigen Haar zerrte. Als die Kleine ihm zum erstenmal anlachte, geriet er in Eckstase. Diese leidenschaftliche EZärtlichkeit nahm mit den Jahren womöglich noch zu. Im übrigen blieb er ein scheuer, verdrossener, träger Junge, durch dessen Gehirn die Gedanken wie Schnecken krochen. Zündete jedoch einmal etwas in ihm, so loderten gleich Flammen.

Da vom Lernen gar nicht, von der Arbeit kaum die Rede war, so lebte Sascha mehr auf der Steppe als im Dorfe oder im Hause; und da es ohne Wera keinen Sascha gab, so trieb sich das Mädchen einen großen Teil des Jahres mit ihm herum. Beide kannten meilenweit um Eskowo jeden Birkenbaum und Wacholderbusch. Wera war ein ernstes, in sich gekehrtes Kind, dem das Reden schwer fiel. Das nämliche war bei Sascha der Fall, aber sobald sich dieser mit seiner kleinen Genossin allein befand, ward er wunderbar beredt. Er wußte Geschichten ohne Zahl und Ende, die niemand ihm erzählt hatte. Wenn die beiden über Wiesen liefen und den Birkenwald durchstreiften, so erfuhrt Wera allerlei geheimnisvolle Dinge von wilden Wasserweibern und weisen Luftfrauen. Der Knabe entfaltete vor der Seele des Mädchens den ganzen Reichtum seiner Phantasie, jedoch ohne sie dadurch ihrer nachdenklichen Art entreißen zu können. Oft kauerten sie am Rande des Flusses, der im Frühling die Steppe mit braunen Fluten überschwemmte, stumm zuschauend, wie die schlammige Wassermasse sich schwerfällig und träge in unheimlicher Lautlosigkeit dahin wälzte. Oder sie lagen auf der Steppe mit geschlossenen Augen, lauschten auf den Schlag der Amsel und das Pfeifen des Wasserhuhns und ließen das hohe Gras über sich hinwehen. Die grüne, blumendurchzogene Welle schlug über ihren jungen Gesichtern zusammen; öffneten sie die Augen, so blickten sie durch die nickenden Halme und Knospen in ein Meer von Dunst und Glanz, das der Sonnenuntergang mit glühendem Purpur übergießt, darin nach und nach die Sterne aufblinkten. Die einförmigste und ödste Natur besitzt des Phantastischen und Geheimnisvollen immer noch genug, um ein Kindergemüt mit Schauern zu erfüllen.

So kam es, daß Wera ein überaus seltsames Kind ward. Gleich ihrem lieben Sascha wußte sie nichts von Spiel und anderen Kinderfreuden; die hübschen Märchen, die ihr Gefährte für sie erdichtete, verstand sie nicht, wenn sie auch noch so lange darüber nachgrübelte. Denn im Gegensatz zu ihrem Freunde, konnte sie nicht fabulieren. Für sie blieb die Blume eine Blume, der Baum ein Baum. Sie hatte gar keine Einbildungskraft, sondern wußte nur mit der Wirklichkeit der Dinge etwas anzufangen.

Einen Gegenstand beständigen Nachdenkens bildete für sie die Frage: weshalb in Eskowo die Kinder stets so schmutzig und verlumpt einhergingen? Da die meisten Mütter hatten, so konnte Wera es nicht ausfindig machen und verfiel darüber in tiefe Traurigkeit. Gar zu gern hätte sie etwas getan — irgend etwas! Zum Beispiel gehungert oder sich schlagen lassen, wenn dadurch in Eskowo alle Kinder gewaschen und reinlich gekleidet worden wären. Sie machte mit Sascha aus: wenn wir beide erst „ganz“ groß geworden, so wollten sie dafür sorgen, daß es in Rußland nur sauber gewaschene und reinlich angezogene Kinder gäbe. Auch sollte dann niemand mehr die Knute bekommen, niemand mehr betrunken

sein, oder in die Bergwerke geschickt werden, wo Saschas Vater unterdessen gestorben war.

Daß es auf der Welt — das heißt in Eskowo — Prügel und Trunkenheit gab, verursachte beiden viel Herzeleid. Vergebens versuchten sie zu begreifen, warum zweierlei Menschen da seien: Solche, die schlagen ließen, und solche, die geschlagen wurden. Gott und die Heiligen waren ihnen nebst der Gutsherrschaft, dem Verwalter und dem Popen ziemlich gleich unbekannt und schreckliche Persönlichkeiten. Da im Dorfe keiner so schmierig einherging, keiner so oft betrunken war wie der Pope, so setzten sie dasselbe von Gott und den Heiligen voraus, welche göttlichen Eigenschaften der kleinen Wera den größten Kummer bereiteten. Von dem Herrn, der Herrin und dem Verwalter wußten sie, daß diese — gerade wie Gott und die Heiligen — alles vermochten, und daß durch sie die Knute in die Welt gekommen. Freilich forderte Wera ihren Kameraden auf; wenn er erst „ganz“ groß geworden, sich nicht von dem Verwalter schlagen zu lassen, wie die anderen das taten.

Häufig kam es vor, daß Wera zusah, wenn ihr Vater prügelte. Sie lief dann nicht fort, sondern wohnte der Prozedur bei, leichenblaß, die kleinen Hände geballt, mit weit aufgerissenen, starren Augen. Bei jedem Schlage zuckte sie zusammen, als wäre sie getroffen worden. Manchmal dieser Mißhandlungen, dem das Bewußtsein geschwunden, fand beim Erwachen aus seiner Betäubung neben sich die kleine Wera kauern.

Sie war vierzehn Jahre alt, als die Gutsherrin starb. Iwan Iwanowitsch und seine Tochter hatten bei dieser Dame so tief in Ungnade gestanden, daß sie selbst zum Handkuß nicht vorgelassen wurden. Das änderte sich nun. Kaum war die Dame begraben, als nach Wera geschickt wurde. Eine Dienerin holte sie ab und brachte sie zu der Frau des Verwalters, die das Kind bis dahin niemals zu sehen bekommen hatte. Es war eine ältliche, fette, faule Dame, die sich altrussisch kleidete und den ganzen Tag über Eingemachtes aß, das sie meisterlich zu bereiten verstand. Sie bewohnte einen Diwan mit eingesunkenen Polstern und zerrissenem Ueberzug, aber so behaglich ausgewärmt, daß sie sich nur dann von den Kissen erhob, wenn sie Honigfrüchte einkochen ließ. Diese bequeme, vortreffliche Seele überschüttete Wera mit Liebkosungen und Leckerbissen, ließ sie in ihrer Gegenwart auf das zierlichste ankleiden und führte sie dann in eigener Person zu Anna Pawlowna.

Die junge Herrin von Eskowo empfing die kleine Vasallin ziemlich gnädig. Sie trug ein Pariser Trauerkostüm, darin sie reizend aussah. Ihr ganzer Hofstaat umgab sie: Beau, das Bologneser Hündchen, Bella, die große Tigerkatze, Karo, der gelbschopfige Kakadu. Außer diesen Günstlingen, zu denen man noch die Zwergin rechnen konnte, befanden sich von menschlichen Zugehörigen in dem Gemache: Madame Henri, die Gouvernante, Herr Lehmann, der deutsche Tanzmeister, und Lisaweta, die alte Amme. Auf einer mit maisgelbem Atlas bezogenen Ottomane lag ein wunderschöner Knabe, der Vetter Anna Pawlownas, der kaum älter als Wera war. Boris Alexeiwitsch war ganz in schwarzen Samt gekleidet, hatte weiche, kastanienbraune Locken, dunkle, müde Augen, eine Gesichtsfarbe und Lippen wie ein Mädchen. Er unterhielt sich damit, über dem Kopf des Kakadu die Reitpeitsche sausen zu lassen, schien jedoch an dem Spiel kein besonderes Vergnügen zu finden.

Wera fand die Situation sehr tumultuarisch. Der Hund bellte, der Kakadu schrie, die Zwergin kreischte, die Gouvernante zankte mit der Amme (die eine

sprach Französisch, die andere Russisch), Boris piff und der deutsche Tanzmeister machte einen falschen Pas, wobei er der Katze auf den Schwanz trat. Jetzt kam noch die Verwalterin dazu.

Anna Pawlowna ließ die fette Dame sprechen, wie sie den Vogel kreischen ließ, betrachtete gemächlich ihren Besuch von Kopf bis zu den Füßen, befahl alsdann Räucherwerk anzuzünden, den Samovar aufzustellen und Wera ihren Schmuck und ihre Kleider zu zeigen.

Plötzlich trat im Jagdanzug Paul Gregorowitsch ein. Er küßte seine Tochter auf die Stirn, nickte der Amme zu, reichte dem Kakadu ein Stück Biskuit, machte Miene, die Französin anzureden, sah über den Tanzmeister hinweg und fragte die Zwergin — es war Mittwoch — ob heute Samstag wäre?

Dann sah er Wera.

Auf diesen Augenblick hatte die Verwalterin nur gewartet. Unter Verbengungen, die sie ähzen und stöhnen machten, trat sie vor und begann über die Tochter des Trunkenbolds eine biographische Skizze herzusagen. Aber Paul Gregorowitsch runzelte ungnädig die Stirn, was die Verwalterin so aus der Fassung brachte, daß sie mitten im Satz verstummte.

Bald darauf ging er.

„Welche Aehnlichkeit!“ zischelte die Zwergin der Amme zu. Diese stieß einen tiefen Seufzer aus und verdrehte die Augen.

Wera wollte weder Tee trinken noch von den eingesottenen Früchten essen, trotzdem Anna Pawlowna selbst sie ihr reichte.

„Wie stolz das Täubchen ist,“ zeterte die Zwergin.

„Wie frech!“ rief Boris Alexeiwitsch, stand auf, schlenderte zu Wera hin, blieb dicht vor ihr stehen, fixierte sie eine Weile, hob dann die Reitpeitsche und schlug zu.

Über Weras weißes Gesicht zog sich ein blutroter Streifen. Die Zwergin lachte laut auf, die anderen sagten nichts, nur der deutsche Tanzmeister murmelte: „Pfui!“

Aber wie eine Megäre fuhr Anna Pawlowna auf ihren Vetter los, dann fiel sie Wera um den Hals und küßte sie auf die Wange, welche die Peitsche getroffen. Sogleich begann die Zwergin zu schluchzen.

Wera ertrug die Liebkosung, wie sie die Mißhandlung ertragen; vollkommen regungslos. Dabei wandte sie keinen Blick von Boris. Dieser junge Held hatte sich unterdessen als zweites Opfer den armen Deutschen erwählt, von dem er sich, ohne überhaupt nur hinzusehen, bald diesen, bald jenen Tanzschritt vormachen ließ, dazu mit der Reitpeitsche Knalleffekte ausführend, welche die Französin bewundern mußte. Wera war, nachdem sie sein momentanes Mißfallen erregt hatte, für ihn gar nicht mehr vorhanden.

Endlich durfte die Verwalterin das Mädchen wieder mit hinausnehmen. Kaum befand sich die würdige Dame außer Hörweite, als sie auf Wera losfuhr und sie mit Vorwürfen überhäufte, wie man sich so dumm und groß benehmen könnte. Wäre sie so klug gewesen, sich respektvoll und gefügig zu zeigen, so hätte Anna Pawlowna sie gewiß in ihren besonderen Dienst genommen, wie die verstorbene Herrin das vormalig mit ihrer Mutter getan. Wie gnädig von dem Herrn, ihr die hübschen Kleider zu schenken!

Aber Wera wollte sie nicht behalten. Mit zitternden Händen entledigte sie sich des fremden Putzes, schlüpfte in ihre alten Kleider, schlich fort, lief in den Birkenwald, warf sich auf den Boden, weinte und schluchzte. Als sie sich wieder aufrichtete, stand Sascha vor ihr mit so verstörten Mienen, so wildem Blick, daß Wera vor Schreck laut aufschrie.

Sascha hatte im Dorfe erfahren, daß Wera zur Herrin geholt worden und war ihr gefolgt. Durch das Gesinde hatte er alles, was im Salon geschehen gehört.

„Laß uns beide nur erst groß geworden sein.“ war alles, was er hervorbringen konnte und mit zitternder Stimme immer von neuem sagte.

Er war damals siebzehn Jahre alt, ein langer, hagerer, üngelenker Mensch mit den Augen und der Seele eines Kindes, so daß er wirklich erst „groß“ werden mußte.

Dann aber hatte Wera eine innige Freude: ihrem Vater wurde die Knute abgenommen, und der größte Trunkenbold des Dorfes zum Starosten von Eskowo gemacht. Das hatten alle Leute erwartet. Der neue Starost, der seit dem Tode der Herrin sich äußerst ergeben gegen seine Tochter benahm, gewünschte sich ihr gegenüber mehr und mehr ein demütiges Wesen an, worunter das Mädchen mehr litt, als früher unter den Brutalitäten ihres Väterchens. Uebrigens ließ er sich nur dann vor ihr sehen, wenn er noch nüchtern genug war, um auf seinen Füßen zu stehen. So bekam sie ihn denn nicht oft zu erblicken.

Trotz ihres „unklugen“ Benehmens stand Wera bei Anna Pawlowna in hoher Gunst. Diese schickte häufig nach ihr, was Sascha jedesmal außer sich brachte. Seine kleine Freundin konnte ihn dann kaum durch die Versicherung beruhigen, daß man sie gut behandelte, was übrigens wahr war, und daß Boris Alexeiwitsch nie mehr im Salon anwesend sei — was sie um Saschas willen log, und was ihr schwerer fiel, als hätte sie sich für ihn prügeln lassen.

Sie hatte gebeten, in ihren eigenen Kleidern bleiben zu dürfen, was man ihr, da sie in dem groben Kostüm immer ungemein sauber aussah, gnädig gestattete. Auch quälte die Herrin sie nicht mehr, Tee zu trinken und Honigfrüchte zu essen. Die Frau des Verwalters war wieder ganz Zärtlichkeit und Freundschaft, während die Zwergin sie haßte und die Amme fortfuhr, über die „Aehnlichkeit“ laute Seufzer auszustoßen. Madame Henri redete sie zuweilen französisch an und Herr Lehmann hätte ihr für sein Leben gern das Walzen beigebracht, der einzige Liebedienst, den diese gute Seele der Menschheit zu leisten vermochte.

Die Reitpeitsche bekam sie nicht wieder zu fühlen, aber so oft Boris Alexeiwitsch das „freche Geschöpf“ sah, begannen seine Nasenflügel zu zucken, seine schönen, müden Augen nahmen einen bösen und grausamen Blick an. Beide schienen sich nicht umeinander zu kümmern, und doch wußte jeder, daß der andere sein Feind war.

So oft Wera sich bei Anna Pawlowna befand, besuchte Paul Gregorowitsch den Salon seiner Tochter, bei der er dann stets eine Zeitlang verweilte und zerstreut über das leibeigene Bauernkind hinweg sah.

Zuweilen durfte Wera den Lektionen beiwohnen, die der russische Lehrer Anna Pawlowna erteilte: Geschichte, Geographie, Himmelskunde, alles durcheinander. Das Mädchen hatte dann ihren Platz in einem Winkel, wo sie, aus Furcht fortgeschickt zu werden, nicht wagte, sich zu rühren. Hätte sie nur besser verstehen können! Es fiel ihr alles so schwer, jeder Gedanke kostete ihr Mühe. Der Lehrer sagte etwas, das sie nicht begriff, sie sann darüber nach und sie sann noch, wenn die Stunde längst vorbei war.

Die glückliche Anna Pawlowna! Glückselig, weil sie lernen konnte. Wozu sie übrigens lernte? Sie wußte alles. Wera fing an, sie zu beneiden, ein Gefühl, das sie unsäglich angstvoll und unglücklich machte.

(Fortsetzung folgt)